

FERIEN VOM KRIEG

Bericht über die Aktion im Jahre 2012



Kinder in Israel und Gaza – voller Angst vor Raketen und Bomben – beim Versuch der Aktion „Ferien vom Krieg“, sie zu erheitern



Die szenische Darstellung des Krieges durch Jugendliche aus Bosnien, Kroatien und Serbien erregte in den Medien große Aufmerksamkeit

Komitee für Grundrechte und Demokratie

IMPRESSUM

Herausgeber:

Komitee für Grundrechte und Demokratie e.V.

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

Die Materialien der Aktion ‚Ferien vom Krieg‘ sind zu bestellen bei:

Helga Dieter, Tel. 069-7892525 (AB), Fax 069-78803666,

e-mail: ubihedi@t-online.de www.ferien-vom-krieg.de

Spendenaufrufe, Flyer und Broschüren der Vorjahre

senden wir umsonst zu.

Gegen Vorkasse schicken wir diese Broschüre:

Einzelexemplar: 5,- Euro

5 Exemplare: 15,- Euro

10 Exemplare: 25,- Euro

Fototafeln (A3) für Stellwände/Veranstaltungen: 6 Exemplare 10 €

DVD mit Filmausschnitten und biografi-
schen Interviews

(auch für Veranstaltungen und Unter-
richtszwecke geeignet): 5,- Euro



Erste Auflage: März 2013; 8.000 Exemplare

Redaktion und v.i.S.d.P.:

Helga Dieter, Wilfriede Dieter, Brigitte Klaß, Martin Singe

Sonderkonto: Komitee für Grundrechte und Demokratie

Kto.-Nr. 8013055 bei Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13

(Bitte Ihre Adresse unter „Verwendungszweck“ eintragen!)

Druck: hbo-druck GmbH & Co. KG, 64683 Einhausen

ISBN: 978 -3-88906-140-9

FERIEN VOM KRIEG

im Sommer 2012

Komitee für Grundrechte und Demokratie

INHALT

<i>Helga Dieter: Die Begegnungen im Jahr 2012</i>	5
<i>Hiltrud Gass und Birgit Hogefeld</i> Herzlichen Dank allen unseren Spenderinnen und Spendern	8
<i>Helga Dieter</i> Herzlichen Dank an die MitarbeiterInnen	9
Berichte über die gemischten Seminare in Walberberg	
<i>Barbara Esser</i> Die Fortgeschrittenen-Gruppe in der „Facilitator-Ausbildung“	10
<i>Helga Dieter, Iris Kus, Khalil Toama, Linda Williams</i> Mosab – das erste Opfer der Intifada	13
<i>Ricarda Krafft und Linda Williams</i> Innere Ruhe durch Shiatsu-Behandlungen finden	19
Kurze Kommentare von TeilnehmerInnen	20
<i>Barbara Esser: Eindrücke bei der Seminarbeobachtung</i>	23
<i>Israel und Palästina</i> Das gemischte Seminar von Breaking Barriers	27
Biografische Interviews	31
<i>Helga Dieter: Die 48er Palästinenser</i>	34
<i>Petra Schöning: Biografische Interviews</i>	36
Das Frauenseminar in Istanbul	39
Kommentare von Teilnehmerinnen, vor dem Seminar	40
<i>Hajar und Eliana:</i> Bericht vom Frauenseminar in Istanbul	42

<i>Rose Kasabre-Bauer</i> Aschuuuuuuf! – Lass mal sehen! – Gelungen!	45
Kommentare von Teilnehmerinnen, nach dem Seminar	48
<i>Palästinensischer Koordinator:</i> Follow-Up – Aktionen nach den Seminaren	50
<i>N.N.:</i> Geteilte Angst ist halbe Angst?	51
<i>Debi Shoua-Haim (RHR)</i> Ein Dialog von israelischen und palästinensischen Frauen	53
<i>Helga Dieter:</i> Wir brauchen keine Anführer	54
<i>Rose Kasabre-Bauer:</i> Es muss einen anderen Weg geben	58
<i>Shlomo:</i> Ein Pilot will nur noch auf Seifenblasen zielen	63
<i>Palestine Women's Union in Khan Yunis</i> Ferienspiele für Kinder im Gazastreifen	64
<i>Future Generation Hands Association</i> Die Ferienspiele in Nablus	65
<i>Brigitte Klauf</i> Die Kriege auf dem Balkan sind eingefroren. Mehr nicht.	69
<i>Internetdebatte über die Performance der Teilnehmer</i> „Wir sangen dieses Lied zwischen 1990 und 1991 ...“	77
<i>Bericht der Jugendlichen aus Gornji Vakuf-Uskoplje</i> „... wir sehen, dass sich etwas verbessert“	82
<i>Birgit Hogefeld</i> „Das sind doch nicht unsere Kids – das sind andere, fünf Jahre älter!“	86
<i>Gabriele von Renteln</i> „It's an amazing massage!“	91

Helga Dieter

Einleitung: Die Begegnungen im Jahr 2012

Im Jahre 2013 feiern wir 20 Jahre „Ferien vom Krieg“ und laden Sie am 9. November herzlich in die Frankfurter Jugendherberge ein.

Nach so vielen Jahren könnte man annehmen, dass die Planungen nur noch Routinesache sind. Für die Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien trifft das auch weitgehend zu. Alma Dzinic-Trutovic aus Tuzla koordiniert die Gruppen seit 1997. Das Team der BetreuerInnen aus den drei Teilen Bosniens, aus Kroatien und Serbien arbeitet seit Jahren bei zwei großen Freizeiten mit fast 200 Jugendlichen zusammen und entwickelt das Konzept weiter. Dabei werden die selbst organisierten, gemeinsamen Aktionen nach den Freizeiten am Meer immer wichtiger. Insgesamt haben seit Beginn unserer Aktion mehr als 20.000 TeilnehmerInnen aus dem ehemaligen Jugoslawien zwei Wochen lang erlebt, wie in den friedenspolitischen Workshops und bei Freizeitaktivitäten sich die indoktrinierten Feindbilder verflüssigen und schließlich wie Seifenblasen zerplatzen. Diese Nachricht hat sich wellenförmig verbreitet und den Boden bereitet für den öffentlichen Erfolg, den eine Friedensbotschaft der „Ferien vom Krieg“ im Sommer 2012 bei youtube mit 70.000 Aufrufen hatte. Brigitte Klaub dokumentiert die Diskussion im Internet vor dem Hintergrund der sich zuspitzenden, krisenhaften politischen Situation in fast allen Teilen des ehemaligen Jugoslawien.

Birgit Hogefeld fuhr mit einer kleineren Gruppe albanischer, serbischer und Roma-Jugendlichen aus dem Kosovo nach Montenegro ans Meer. Die Annäherung der Gruppen war schwierig, nicht nur wegen der wechselseitigen Vorurteile, sondern auch wegen pädagogischer Über-Fürsorge (overprotecting). Die Betreuer hielten ihre „Schäfchen“ lieber ängstlich beisammen, als ihre Neugier zu fördern.

Die Planung der Begegnungen von jungen Menschen aus Israel und Palästina ist weiterhin schwierig.

Der Tagungsort soll einsam und zentral liegen, preiswert und gut sein.

Die Intensität des Dialogprozesses soll von außen nicht gestört werden; palästinensische Frauen wollen keine fremden Männer im Haus; manche Israelis fürchten Neonazi-Angriffe. Das spricht für einen isolierten Ort. Andererseits leben die meisten Palästinenser seit zehn Jahren von Mauern

eingeschlossen und wollen in der freien Zeit mal schnell eine Spritztour ins Großstadtgetümmel machen können. Die Palästinenser wollen essen wie zu Hause – aber mit viel Fleisch. Die Israelis essen mehr oder weniger streng koscher, viele sind Vegetarier oder Veganer oder haben diverse Allergien. Da muss eine Küche schon flexibel sein, und billig soll es auch noch sein.

Ein anderes Problem ist, dass es bei den Palästinensern im Ramadan schwierig ist, Teilnehmer zu finden, und dieser nun in die Sommerferien fällt, während der Schulzeit sind aber Tagungshäuser schwer zu finden.

Das war einer der Gründe, weshalb das Frauenseminar nicht wieder in der Evang. Akademie Hofgeismar stattfinden konnte, sondern auf den Herbst in Istanbul verschoben wurde.



Hinzu kam auch ein personeller Engpass, weil meine Schwester Willfriede Dieter sich nach 15 Jahren Mitarbeit, zunächst als Koordinatorin von Gruppen bei den Sommerfreizeiten im ehemaligen Jugoslawien und seit fünf Jahren bei der Koordination der Frauenseminare, zurückzieht. Sie arbeitet aber mit großer Energie bei der Organisation des Projektes mit. Ohne ihre Sichtung und Zusammenstellung sowie akribische Korrektur der Texte wäre diese Broschüre ein Sammelsurium von z.T. schwer lesbaren

Beiträgen geworden. Hinzu kommt, dass viele der bearbeiteten Texte, z.B. die Interviews mit 13 israelischen Soldaten, ausgetauscht wurden, als von den bis Dezember verbindlich versprochenen Berichten der Moderatoren und Beobachter allmählich doch noch einige ankamen. (Unsere engagierten MitarbeiterInnen müssen ihren Unterhalt zum Teil sehr beschwerlich verdienen. Viele haben nach den zwei Seminarwochen, für die sie nur ein Taschengeld erhalten, keine Zeit mehr für schriftliche Ausarbeitungen, zumal die meisten auch noch in anderen Zusammenhängen politisch engagiert sind). Das können wir zwar verstehen, aber für Willfriede war der Aufwand dadurch erheblich höher als geplant. Nun sind wir aber mit dem Ergebnis wieder sehr zufrieden. Durch die rigorose Kürzung der Texte und die Zusammenfassung mehrerer Berichte in einen, sind die Übergänge manchmal frei gestaltet. Doch dies ist ja keine Doktorarbeit.

Nachdem die Broschüre endlich für den Satz fertig war, erreichte mich ein mit Handy heimlich aufgenommenes Video von einem Checkpoint in Hebron. Während der palästinensische Teil der Gruppe kontrolliert wird, spielen die Israelis vor der Tür auf Flöten, was die Soldaten sichtlich ner-

vös macht. (<http://www.youtube.com/watch?v=ch2gtpsm4Vs>)

Nun könnten wir die Broschüre wieder neu gestalten.

Wie jedes Jahr gab es Probleme mit den Visa. Unsere Zielgruppe sind ganz „normale“ junge Leute aus der Westbank. Dort gibt es wegen der Besatzung kaum ökonomische Aktivitäten und keine Arbeitsplätze. Der Verwaltungsapparat wird von außen finanziert und ist korrupt. Studieren kann auch nicht jeder, denn das kostet Gebühren. Schengen-Visa werden aber nur an Besucher vergeben, die einen festen Arbeits- oder Studienplatz haben, ein eigenes Bankkonto haben und in stabilen Verhältnissen leben, also kein Motiv haben, in Europa zu bleiben. Diese Regeln verführen dann vielleicht einzelne Jugendliche, sich von einem Onkel eine Arbeitsbescheinigung ausstellen zu lassen. Doch die Anträge werden im Einzelgespräch geprüft, und solche falschen Angaben werden uns dann angelastet.

Wieder kamen nicht alle TeilnehmerInnen wie geplant in Deutschland an. Doch dieses Mal nicht, weil ein Palästinenser an einem Checkpoint zurückgewiesen wurde, sondern weil ein junger Israeli von der Militärpolizei verhört wurde, bis das Flugzeug abhob. Er war zu dem jährlichen Reservendienst nicht erschienen. Das war Schikane, denn gegen ihn lag nichts vor, und er konnte am nächsten Tag mit einem Billigflug nachkommen.

Einen schweren finanziellen Verlust konnten wir abwenden, der drohte, als wir das Frauenseminar in der Türkei im November wegen des Gazakrieges absagen mussten (siehe unten).

Zum Schluss noch eine Erinnerung vom 20.7.2012:

Ich sitze gerade in Walberberg, wo die zweite Gruppe lautstark feiert. Das kommt sicher nicht häufig vor, dass – organisiert von einem säkularen Menschenrechts-Komitee – Juden und Moslems in einer katholischen Akademie an einem Freitagabend einträchtig und ungeduldig auf den Sonnenuntergang warten, der hierzulande viel später ist als daheim, um die jüdische Zeremonie Kabbalat Schabbat und das muslimische Fasten-Brechen im Ramadan zu feiern. Das Wiehern der Pferde auf der benachbarten Weide wird als Beifall bejubelt.

Hiltrud Gass und Birgit Hogefeld

Herzlichen Dank allen unseren Spenderinnen und Spendern

Im vergangenen Jahr wurden mehr als 388.000 € für die Aktion „Ferien vom Krieg“ gespendet. Darüber sind wir glücklich und möchten uns herzlich bei allen bedanken, die durch ihre Unterstützung zu diesem großartigen Erfolg beigetragen haben.

Bei der diesjährigen Kosovo-Freizeit waren die Jugendlichen überrascht, als sie erfuhren: Die Freizeiten werden zum Großteil aus privaten Spenden finanziert! Nachdenklich wurden viele, als sie hörten, dass die Spenderinnen und Spender häufig Menschen aus der Friedensbewegung sind, oft auch ältere, die als Kinder selbst die Schrecken des Zweiten Weltkriegs erlebt haben. Für die meisten dieser Jugendlichen war Deutschland bis dahin das Land der ‚Reichen und Schönen‘, das ihnen in TV und Internet präsentiert wird. Nun staunten sie darüber, dass Menschen auf Geschenke verzichten und bei Familienfeiern Spenden sammeln. Auch die vielen Ideen für Aktivitäten bei Benefiz-Veranstaltungen, insbesondere von SchülerInnen, verwunderten sie. Eine ganz neue Facette im Deutschlandbild der TeilnehmerInnen!

Den höchsten Betrag mit 10.000 Euro sammelte auch in diesem Jahr wieder die Bosnien-Initiative der Cyriakusgemeinde in Frankfurt-Rödelheim, gefolgt von den Schülerinnen und Schülern der Reformschule Kassel.

Die Sebastian-Cobler-Stiftung und die Clément-Stiftung unterstützen „Ferien vom Krieg“ seit vielen Jahren, und auch die Personalvertretung der Kreditanstalt für Wiederaufbau hat uns zum wiederholten Mal an Weihnachten eine beachtliche Summe zugedacht. Sachspenden ersparen uns Ausgaben, vor allem tausende von kostenlosen Kopien durch die GEW.

Viele Aktivitäten können hier nicht genannt werden, und einige davon sind selbst uns nicht bekannt. Auch den Jubilarinnen und Jubilaren können wir leider nicht einzeln danken und gratulieren. Ihnen übersenden wir an dieser Stelle unsere besten Wünsche.

Nochmals ganz herzlichen Dank an alle, die durch ihre Unterstützung zum Gelingen der „Ferien vom Krieg“ beigetragen haben.

**GANZ HERZLICHEN DANK UNSEREN MITARBEITERINNEN
UND MITARBEITERN FÜR DIE HILFE IM JAHR 2012!**

Kürzung und Bearbeitung der Berichte: Helga Dieter, Willfriede Dieter, Martin Singe, Birgit Hogefeld

Übersetzungen für diese Dokumentation und die Website: Helga Dieter, Willfriede Dieter, Rose Kasabre-Bauer, Brigitte Klaß, Bernd Leineweber, Christine Mussel, Hartmut Raffel, Mousa El-Sosah, Khalil Toama, Daniel Wolf, Aviv Melamud, Veronika Gerhard, Bina Brünjes, Manfred Buddeberg, Jürgen Fiege, Michael Hiller, Olivia Triggs, Susanne Günther, Vielen Dank an Frau Büttner vom Frankfurter Bürgerinstitut.

Spendenverwaltung: Hiltrud Gass, Helga Dieter, Günter Pabst, Martin Singe, Dirk Vogelskamp, Willfriede Dieter, Erna Caesar

Organisation und Öffentlichkeitsarbeit: Helga Dieter, Willfriede Dieter, Birgit Hogefeld, Brigitte Klaß, Cornel Raca, Klaus Scherbaum

EDV+Web-Seiten: Harald Lorenz

Druck und Kopien: hbo-druck, GEW-Hauptvorstand, Agentur Leo Burnett

Shiatsu-PraktikerInnen: Ricarda Krafft, Linda Williams

Teilnehmende Beobachtung und Organisation in den Seminaren: Helga Dieter, Brigitte Klaß, Birgit Hogefeld, Barbara Esser, Khalil Toama, Angelika Vetter, Iris Kus, Petra Schöning, Lea Kohlhage, Rose Kasabre-Bauer

Tagungshäuser: Jugendakademie Walberberg; Hotel Cordial House, Istanbul

Das Projekt Ferien vom Krieg arbeitet zusammen mit Partnerorganisationen, die sowohl in Palästina als auch in Israel aktiv sind. Auf Grund der sich zuspitzenden, aktuellen politischen Situation vor Ort und den damit verbundenen Anfeindungen und Bedrohungen für lokale Organisationen, die sich für den Dialog zwischen Menschen aus Israel und Palastina einsetzen, haben wir uns entschieden die Namen unserer Partner hier nicht zu nennen.

Berichte über die gemischten Seminare in Walberberg

Barbara Esser

Die Fortgeschrittenen-Gruppe in der „Facilitator-Ausbildung“

Ein Problem bei den Begegnungen ist schon lange, dass professionelle Facilitator aus Israel (Mediatoren, Supervisoren o.ä.) für die von uns gezahlte Aufwandsentschädigung schwer zu finden sind. In den besetzten Gebieten gibt es für interessierte PalästinenserInnen kaum Ausbildungsmöglichkeiten. Deshalb sind die Facilitator auf palästinensischer Seite meist „48er“, also israelische Staatsbürger, von denen manche nie in der Westbank waren (s. u. Die „48er“ Palästinenser). Häufig werden auch besonders engagierte TeilnehmerInnen der letzten Jahre ohne weiteres Training als Facilitator eingesetzt. Dadurch gibt es manchmal ein professionelles Gefälle zwischen den Teams beider Seiten, in dem sich das reale Machtgefälle spiegelt.

Deshalb begrüßten wir den Vorschlag unseres Koordinators A., dass besonders engagierte ehemalige TeilnehmerInnen noch einmal eingeladen werden, um grundlegende Kenntnisse über die Arbeit als Facilitator zu erarbeiten. Der Förderkurs sollte ihnen helfen, den Konflikt aus mehreren Blickwinkeln zu betrachten.



Barbara war als teilnehmende Beobachterin in den Gruppensitzungen:

An der Schärfe der Diskussionen änderte die Tatsache, dass es für die Teilnehmenden bereits der zweite Kontakt mit der Gegenseite war, zunächst nichts. Im Gegenteil brachten einige sogleich die schwierigsten Kontroversen auf den Tisch (Rückkehr der Flüchtlinge). Es gab aber auch moderate Stimmen, die sich auf die Kontinuität des Austauschprozesses bezogen.

Ein Palästinenser aus Hebron erzählte von seinen Erfahrungen nach dem ersten Seminar 2009: *„Das Seminar hat mich gewaltfrei gemacht, hat mein Interesse geweckt. Damals habe ich beschlossen, die Israelis zu bekämpfen, aber gleichzeitig zu lieben. Wir demonstrieren für unsere Rechte. Wir arbeiten mit Kameras, dokumentieren und geben das Material weiter an*

internationale Unterstützer. Wir nutzen Facebook und Twitter und haben eine Website. Wir wollen zeigen, wer wir Palästinenser sind: keine Terroristen. Und wie viel Gewalt von den Israelis ausgeht. Außer israelischen und internationalen Unterstützern gibt es sogar Leute von der Hamas in unserer Gruppe, die den gewaltfreien Widerstand unterstützen. Vieles ist nicht so schwarz-weiß, wie die Leute glauben. Wir unterrichten junge Leute in der Uni darüber, wie gewaltfreier Widerstand funktioniert.

Die Rolle als Facilitator ist schwierig. Gerade machen wir einen Prozess der eigenen Identität durch. Als Facilitator darf man keinen Unterschied zwischen den israelischen und palästinensischen Teilnehmern machen. Man muss Facilitator für alle Teilnehmer sein. Ich kann nicht erwarten, dass sie meiner Meinung sind, und ich muss auch radikale Meinungen akzeptieren, denn sie haben ihren Hintergrund. Meine Aufgabe besteht darin, sie zusammenzubringen.“

Im Kurs wechselten theoretische und praktische Phasen. Einer Vorlesung und einem Theoriepapier zur Ich-Analyse, Gruppenpsychologie und zivilen Konfliktbearbeitung folgten Reflektionen und Gespräche. Wie die Gruppenleiter beider Seiten am besten zusammenarbeiten können, wurde in kurzen Sequenzen eingeübt. Die Trainer gaben dazu ihr Feedback und moderierten die Gruppe nach ihrer Dynamik.

Zum Beispiel sollten die Teilnehmer ihre eigenen Diskussionen rückblickend reflektieren und verstehen lernen. Ein Israeli beschreibt dies später so: *„Die Privilegien der Israelis sind mir jetzt klarer. Ich verstehe jetzt die Dynamik der Unter- und Überlegenheit besser, auch hier in diesem Seminar. Die Palästinenser reden über moralische Gerechtigkeit, es ist ihre Macht, ihre stärkste Waffe. Die Israelis wollen über die Zukunft reden. Es gibt keinen wirklichen Dialog, denn er findet unter zwei völlig verschiedenen Prämissen statt: Die Palästinenser wollen Gerechtigkeit, die Israelis wollen Frieden.“*

In der zweiten Hälfte des Seminars sollten jeweils ein Palästinenser und ein Israeli zusammen Gesprächsrunden moderieren. Das Thema konnten sie selber bestimmen. Zwei weitere Teilnehmer beobachteten die Diskussion, nahmen selber aber nicht daran teil und sollten die Diskussionsführung und ihre Beobachtungen später reflektieren. Die Diskussionsleiter versuchten, das Gelernte anzuwenden und der Gruppe einen sinnvollen Anstoß zu geben.

In der ersten Gruppe wählten sie als Einstieg ein Spiel. Zwei Teilnehmer

verließen den Raum und sollten nacheinander vor der Gruppe eine banale Aufgabe lösen, die Länge eines Striches auf einem Plakat vergleichen und zuordnen. Die Umsitzenden sollten ihre Entscheidung bewusst beeinflussen und sie zu einer anderen Aussage drängen. Ein Kandidat war sich sicher und blieb bei seiner Entscheidung, der andere verstand die Aufgabenstellung nicht richtig und fühlte sich hinterher bloßgestellt. Es ging um Gruppendynamik und Beeinflussbarkeit. Die beiden Diskussionsleiter berichteten später, dass sie sich sehr neutral gefühlt hätten, nicht als Israelis oder Palästinenser. Allerdings wurde von den beiden Beobachtern bemängelt, dass der Konflikt und seine Themen bei der Diskussion ausgespart wurden.

Das palästinensische Team zieht das Resümee: *„Wir haben diesen Kurs als Pionierarbeit empfunden, bei dem auch wir als professionelle Moderatoren Verschiedenes lernen und erfahren konnten. Insgesamt war dieser erste Durchgang eines Facilitator-Kurses ein gelungener Anfang, um den Mangel an Fachkräften aufzuarbeiten. Inzwischen haben einige der ‚Fortgeschrittenen‘ ihre neue Qualifikation ‚auf dem Stuhl des Facilitators‘ in den nationalen Kleingruppen und bei den gemeinsamen Folgetreffen erprobt.“*

(Barbaras Protokolle und Überlegungen wurden von Willfriede ergänzt durch Zitate aus den Fragebögen und dem Bericht des Koordinators).

Helga Dieter, Iris Kus, Khalil Toama, Linda Williams

Mosab – das erste Opfer der Intifada

Mosab wurde Ende September 2000 am Rande einer Demonstration gegen Ariel Sharons Besuch auf dem Tempelberg im Alter von 18 Jahren von der Kugel eines israelischen Soldaten getroffen und sitzt seitdem im Rollstuhl.

Anfang Mai erhielt ich von unserem palästinensischen Koordinator aus der Westbank die Anfrage, ob er einen querschnittsgelähmten jungen Mann mitbringen könne. Dieser sei der erste Verletzte in der zweiten Intifada gewesen. Ich fragte dann die TeamerInnen aus Deutschland nach ihrer Einschätzung. Ich selbst tendierte eher dazu, das Anliegen abzulehnen und argumentierte: „Wir können nicht sämtliche Probleme bearbeiten. Unser Focus ist der Dialogprozess, der ist schwierig genug, den sollten wir nicht überfrachten.“



Angelika meinte: „Wir hatten vor einigen Jahren einen Rollstuhlfahrer aus Israel. Es war rührend zu sehen, wie gerade die Palästinenser, in deren Gesellschaft Behinderte oft tabuisiert werden, sich gekümmert haben.“

Es gab noch andere Bedenken: Was wäre, wenn er mit unserer Einladung zum Seminar nach Deutschland käme und nach Ablauf des Visums hier in eine Reha ginge? Wer wäre bei Krankheit, Problemen mit den Behörden o.ä. verantwortlich? Dadurch könnte das Projekt finanziell ruiniert werden usw. Wir haben Mosab schließlich eingeladen.

Linda, die Shiatsu-Praktikerin, schreibt in ihrem Bericht:

Mohammed, der Leiter der ganzen Gruppe, gibt zu Beginn eine Einführung. Mitten in diesem Vortrag schiebt ein langer, schlaksiger Mann, um die 20 Jahre, einen Rollstuhl mit einem jungen Mann, vielleicht 30, eine Decke über die Knie, das Palästinensertuch um die Schulter, hinein. Plötzlich, wie auf Kommando, springt die Hälfte der Teilnehmer auf und klatscht und bejubelt den „Neuen“, so wie Helden gefeiert werden. Die andere Hälfte der Teilnehmer sitzt betroffen und still da.

Ich lernte Mosab schon am 2. Tag am frühen Morgen auf der Terrasse kennen. Er hat mich bei meinen Tai-Chi-Übungen beobachtet und fragte, was ich da tue. Ich erzählte ein wenig und schlug vor, er könne mit seinen Gedanken, seinem Geist einfach mitmachen. Ich bot ihm an, zu einer Shiatsu-Behandlung zu kommen. Zum ersten Termin ist er nicht erschienen. Beim zweiten Versuch habe ich ihn, auf seine Bitte hin, in den Garten unter die Bäume geschoben. Er wollte nicht aus dem Rollstuhl. Somit war eine Shiatsu-Behandlung nur sehr eingeschränkt möglich. Ich hatte den Eindruck, als wolle er die Kontrolle über die Situation behalten.

Gegen Ende der Begegnung machte Iris Kus ein biografisches Interview mit Mosab, das von Khalil Toama simultan übersetzt wurde:

Ich möchte Sie bitten, uns über Ihr Leben zu berichten.

Ich wollte mit meinem jüngeren Bruder zur Arbeit bei einem christlichen Palästinenser in einem kleinen Dorf in der Nähe von Jenin gehen. Dort betreute ich seine Olivenhaine. Ich stand bei dem Checkpoint. Ganz in der Nähe fand eine Demonstration statt, eher eine Mahnwache. Dann haben drei israelische Militärjeeps mit Soldaten den Checkpoint verlassen. Da bekam ich Angst, weil ich ja die Verantwortung für meinen kleinen Bruder hatte. Während ich mit ihm gesprochen habe, hat mich die Kugel durch den Kopf in den Nacken getroffen.

Deshalb wurde ich in zwei verschiedenen Krankenhäusern in der Westbank behandelt, danach in Jordanien. Das dauerte eineinhalb Jahre. Die ersten sechs Monate lag ich im Koma. Als ich nach Hause geschickt wurde,

konnte ich gar nichts fühlen, nicht sprechen und nichts sehen. Das Leben meiner Familie war grundlegend verändert. Meine Mutter weinte jeden Tag, mein Vater war psychisch am Ende; er wurde krank und starb mit 57 Jahren. Das Leben stand still in der Familie. Später habe ich einen Antrag gestellt, damit ich in israelischen Krankenhäusern behandelt werden kann, die ja medizinisch viel besser sind. Aber meine Bitten wurden abgelehnt.

Ist dieses Geschehen in die Öffentlichkeit gedrungen?

Als bekannt wurde, dass ich der erste Verwundete der Intifada war, wurde viel über mich berichtet. Seit 2003 bin ich mit meinem palästinensischen Rechtsanwalt und mit der Unterstützung einer israelischen Organisation vor Gericht, damit der Soldat zur Verantwortung gezogen wird. Israel will prinzipiell keine Entschädigungszahlungen für die Opfer der Intifada leisten. Das heißt, dass ich keinen Anspruch auf finanzielle Entschädigung habe.

Da ich nun als Kläger gegen Israel in den Computern registriert bin, bin ich immer wieder Schikanen ausgesetzt. Wann immer ich mein Dorf verlassen will, um in der Stadt Erledigungen zu machen oder um behandelt zu werden, muss ich fast immer an den Kontrollstellen sechs bis acht Stunden warten. Einmal wurde ich sogar fast beschossen. Ich war im Krankenwagen auf dem Weg nach Jericho. Am Checkpoint musste der Fahrer das Auto verlassen. Ein Soldat fragte mich, was mit mir los sei. Ich könne mich nicht bewegen, sagte ich, und der Fahrer ergänzte, ich sei von einem Dach herunter gefallen. Bei der Überprüfung meiner Personalien hat dann aber der Soldat erkannt, dass ich angeschossen worden war. Er kam zurück und hat den Krankenwagenfahrer geschlagen – angeblich, weil er gelogen habe. Der Soldat wollte wissen, ob ich meinen Körper gar nicht mehr spüre. „Nein“, meinte der Fahrer, und da sagte der Soldat, dann könnte er ja auf mich schießen. Dann ist der Fahrer dazwischen gegangen und hat ihn gefragt, ob er verrückt sei. Der verantwortliche Offizier hat sich eingemischt und abermals den Fahrer zusammengeschlagen, weil er angeblich den Soldaten bedroht habe. Nach ein paar Stunden konnten wir unsere Fahrt fortsetzen.

Nach dem Aufwachen aus dem Koma, da war Ihr Körper gelähmt?

Ja, inzwischen kann ich meinen Kopf und meinen Nacken und manchmal auch meinen Rücken nach vorn bewegen, aber meine Hände sind bewegungslos und meine Füße können mich nicht tragen. Ein Arzt in Deutschland meinte, dass eine angemessene Behandlung meinen Zustand mit gro-

ßer Wahrscheinlichkeit wesentlich verbessern könnte. Ein Visum für Deutschland wurde aber abgelehnt. Allerdings würde die Behandlung auch über zwanzigtausend Euro kosten. Die habe ich nicht.

Wie kommt es, dass Sie jetzt Teilnehmer von „Ferien vom Krieg“ sind?

Ein ehemaliger Teilnehmer hat mir erzählt, ich könnte nach Deutschland kommen, um jüdische Israelis zu treffen. Am Anfang war ich darüber schockiert. Dann kam ich ins Nachdenken. Wir kennen die Israelis nur als Soldaten, aber nicht als Menschen. Warum gehe ich nicht selbst nachschauen, ob sie alle Mörder sein wollen, ob manche Frieden haben wollen? Ich habe eigentlich erwartet, dass die Leute, nachdem sie meine Geschichte gehört haben, ihre Stimme erheben und sagen, der Soldat müsse vor Gericht gestellt werden. Das war aber nicht der Fall. Und was mich noch gestört hat ist, dass fast alle 30 Israelis, die hier sind, ihren Militärdienst abgeleistet haben, einige auch schon damals. Somit besteht theoretisch die Möglichkeit, dass einer von ihnen mich angeschossen hat.

Einige hören gut zu. Aber dann tun sie so, als würden sie nichts verstehen. Meine Vorurteile haben sich zum Teil bestätigt, nämlich, dass sie das Recht immer auf ihrer Seite sehen. Bei der Auswahl der Israelis sollte man mehr Zivilisten einladen.

Was würden Sie sich als Unterstützung am meisten wünschen?

Ich habe viele Hoffnungen, viele Bitten und auch viele Pläne. Vor allem wünsche ich mir, dass meine Behandlung zu Ende geführt werden kann. Und danach würde ich gerne die Träume meiner Jugend leben, eine Frau, Kinder, ein Haus zu haben und eine Arbeit, um sie zu ernähren.

Helga Dieter

Überlegungen zum Umgang mit dem „Fall“ Mosab

Die Entscheidung, das gelähmte Kriegsoffer Mosab zum Dialogseminar einzuladen, war rückblickend richtig. Seine Präsenz war eine ständige Mahnung. Er und die palästinensische Gruppe verzichteten aber im Dialogprozess darauf, ihn in der Opferrolle als Helden oder Märtyrer ideologisch zu funktionalisieren. Zwar gab es bei der Begrüßung und bei der abschließenden Zusammenkunft entsprechende Rituale, doch erscheinen sie mir aufgesetzt, quasi als Legitimierung und Vorwärtsverteidigung gegen den Vorwurf der „Normalisierung“, also des angeblichen Verrats am palästinensischen Freiheitskampf durch normale Kontakte zu Israelis. Mosab

ist Opfer und kämpft um seine Rechte – und dies nicht als Held für einen „gerechten Krieg“, wozu ihn manche wohl gern stilisieren würden. Eine israelische Teilnehmerin seiner Gruppe schreibt, Mosab sei „ein Opfer der Gewalt beider Seiten geworden“. Das klingt nach Einsicht und Ausgleich! Aber ist es nicht eine Entlastung der eigenen Seite? Die zweite Intifada begann, als Ariel Sharon am 28. September 2000, geschützt von mehr als 1000 Polizisten, den Tempelberg auf palästinensischem Gebiet in Ost-Jerusalem besuchte. Dagegen gab es auf palästinensischer Seite viele Demonstrationen, die meisten friedlich, bei einigen warfen Jugendliche Steine auf die heranrückenden Armeefahrzeuge. Es gab in den ersten Tagen auf palästinensischer Seite vier Tote und zweihundert Verletzte. Drei Monate später gab es dann einen verheerenden Selbstmordanschlag, dem weitere folgten. Die Gewalt eskalierte in den kommenden vier Jahren.



Vor diesem Hintergrund ist die Beschreibung der Situation, in der Mosab Ende September von einem Soldaten in den Kopf geschossen wurde, schwerlich als „Gewalt von beiden Seiten“ zu bezeichnen. Die spiralförmige Eskalation, bei der die Revanche meist brutaler ist als der Angriff, lässt die Frage „Wer hat angefangen?“ angesichts der Toten und Trümmer obsolet erscheinen. Andererseits verkommt die Erklärung durch die „Gewalt von beiden Seiten“ zum rechtfertigenden Klischee, wenn sie nicht zum analytischen Instrument bei der künftigen Verhinderung solcher Entwicklungen wird.

Die palästinensische Leiterin seiner Gruppe schreibt nach der Begegnung in ihrem Bericht: *„Mosab gab der palästinensischen Gruppe viel Kraft, weil er von allen als Held verehrt wurde. Er hatte sich, wie die anderen jungen Palästinenser, für die Begegnung im Camp entschieden, trotz des Risikos, zu Hause als Verräter zu gelten. Er kam, um seinen Gegnern von Angesicht zu Angesicht gegenüberzutreten, um sich ihnen ebenbürtig zu fühlen und für sein Recht zu kämpfen, als freier Mensch in seiner Heimat leben zu können. Er verunsicherte die Israelis, weil es für sie das erste Mal war, dass sie auf eine Person trafen, die durch ihre Hände verwundet worden war. Er akzeptierte mit der Zeit, dass es einige israelische Teilnehmer in der Gruppe gab, denen er allmählich vertrauen konnte und mit denen er gemeinsam zusammensaß. Eine davon war Elinor. Nach jeder Sitzung ging sie zu Mosab und unterhielt sich mit ihm. Sie hörte genau zu und konnte das Leid und den Schmerz spüren, den ihm die Soldaten ihres Landes angetan hatten.“*

Diese Beschreibung aus palästinensischer Sicht erschien mir zunächst auch als Klischee, nämlich die Stilisierung des Kriegsopfers zum Vorbild, wodurch der grausamen Zerstörung von Leben mit dem Heldenmythos nachträglich Sinnhaftigkeit verliehen werden soll. Das dient bei Kriegen bekanntlich nicht nur der nationalen Hygiene, sondern der Zurichtung für neues Kanonenfutter. Doch beim zweiten Lesen ertappte ich mich, wie ich selbst einem Klischee aufsitze, denn eigentlich werden hier die Ambivalenzen der Distanzierung und Annäherung in einem individuellen und sozialen Wandlungsprozess beschrieben – wenn auch mit fraglichen Begriffen.

Nach dem Seminar ist Mosab noch ein paar Tage in Deutschland geblieben. Wir kontaktierten den arabischen Arzt, auf den er seine Hoffnungen gesetzt hatte, um zu klären, ob es nach so vielen Jahren noch Hoffnung auf Besserung gäbe. Das bejahte er wie auch die ehemalige Chefärztin einer großen neurologischen Reha-Klinik bei Frankfurt, der wir einige Befunde vorlegten. (Vielen Dank an Frau Dr.Japp).

Mosab bestätigt als Ausnahme die Regel, dass wir keine humanitäre Hilfe für Kriegsoffer leisten können. Unsere Bitte um Sonderspenden für die Behandlung von Mosab stieß bei unseren UnterstützerInnen auf großes Verständnis und erbrachte über 7.000 €. Wir achten darauf, dass das Geld ausschließlich für Therapien ausgegeben wird und nicht für den Lebensunterhalt der Familie. Unsere MitarbeiterInnen Khalil und Rose halten den Kontakt. Ganz herzlichen Dank an alle, die die Behandlung ermöglicht haben. Wir werden weiter darüber berichten.

Ricarda Krafft und Linda Williams

Innere Ruhe durch Shiatsu-Behandlungen finden

Ricarda nahm zum dritten Mal als Shiatsu-Praktikerin an einer der Begegnungen teil. Linda war sehr kurzfristig eingesprungen, weil bei der großen Gruppe eine zweite Praktikerin fehlte. Die Behandlungen finden im Andachtsraum der Katholischen Jugendakademie statt. Inwieweit christliche Symbole bei der Heilbehandlung von Juden und Moslems störend sind oder von diesen akzeptiert werden müssen, führte in der Vergangenheit unter den Shiatsu-PraktikerInnen schon zu Kontroversen. Wir richteten uns den großen Andachtsraum ein. Fünf Woldecken ersetzten einen Futon. Eine schöne Pflanze ‚liehen‘ wir uns aus dem Treppenhaus. Es entstand ein Raum der Stille, ein friedlicher Raum.

Die beiden Behandlungsplätze waren etwa 1 ½ Meter auseinander, sodass die Klienten sich sehen konnten, wenn sie das wollten. Draußen vor der Tür wurde ein Flipchart als Terminplaner für den 30 Minuten-Takt hingestellt. Am zweiten Behandlungstag war der Kalender für den kommenden Tag schon voll.

Bei der Begrüßung und Einführung der Gruppe durch den Koordinator wurden wir überraschend gebeten, ein paar Worte über Shiatsu zu sagen. Linda hielt einen kleinen Vortrag, Ricarda holte inzwischen ein paar Decken und gab einer Israelin eine 5-Minuten-Behandlung als Demonstration. Wir waren bei den Dialogprozessen nicht anwesend, da wir zur selben Zeit Shiatsu gaben. Doch hörten und spürten wir, dass diese Begegnungen hart für alle Beteiligten waren.

Anfänglich hatten die Palästinenser Berührungsangst mit der Shiatsu-Massage. Nach den ersten Behandlungen von Palästinensern haben diese uns an ihre Kollegen empfohlen. Danach hatten sich gleich viele Israelis und Palästinenser in unseren Terminkalender eingetragen.

Es war immer wieder erstaunlich, wie selbstverständlich zwei junge Menschen aus Palästina und Israel in demselben Raum und zur gleichen Zeit Shiatsu empfangen, zumal wenn es ein Mann und eine Frau waren. Nur einmal bauten wir mit Kissen einen Sichtschutz für eine junge Frau. Meist waren die Klienten völlig mit sich selbst beschäftigt.

Anfangs waren die Antworten zum Befinden knapp und auf akute Spannungen beispielsweise im Nacken und Rücken bezogen. Mit der Zeit erzählten die Meisten aus ihrem Alltag.

Sie empfanden durchweg die Seminare als anstrengend und fühlten sich gestresst und fast ständig in einem Zustand der Überforderung. Alle, die

kamen, begrüßten die Berührung als eine Chance, sich selber und ihre/seine Grenzen zu spüren, sich begleitet zu wissen.

Bei einer der ersten Teamsitzungen der Facilitator (Betreuer, Moderatoren) in der sie sich über die Ereignisse und Prozesse des Tages austauschen, meinten zwei von ihnen, dass Shiatsu schon ganz in Ordnung wäre, aber nicht während der Seminarzeit. Schließlich sollten sie nicht gepöppelt werden, sondern müssten die Begegnungen aushalten. Die Workshops waren aber so terminiert, dass dann keine Zeit für Shiatsu gewesen wäre. Ich merkte an, dass die TeilnehmerInnen sich nicht in Shiatsu verlieren würden, sondern besser zu sich und ihren Themen finden könnten, was auch im Sinne des Projektes sein sollte.

An einem Tag lagen zwei Teilnehmer nach der Behandlung schlafend da, und es war friedlich im Raum. Da hatte ich die Assoziation: Wir sind hier das Lazarett. Bei uns können sich die „Verletzten“ nach dem „Kampf“ erholen. Dann geht es wieder raus an die „Front“ zur Gruppenarbeit.

Bei mehreren Männern traten Schmerzen in der Herzzone auf. Auf meine Nachfrage, seit wann die Schmerzen da seien, war bei allen die Antwort: „Seit ich hier bin!“ Ein palästinensisches Mädchen wurde während der Behandlung von der Taille ab eiskalt. Ich deckte sie zu, schaukelte sie sanft und arbeitete an den Füßen. Sie kam zu einer zweiten Behandlung. Am letzten Abend kam sie noch einmal zu mir, ihr Fuß schmerzte vom ungewohnten Laufen. Ich gab ihr eine kurze Behandlung. Ganz wehmütig meinte sie anschließend: „Und wer berührt mich so zu Hause?“

Eine verheiratete Israelin telefonierte jeden Morgen mit ihrem Mann. Sie sagte einmal zu mir: „Wie kann ich nach Hause zurückkehren, nach all dem, was ich hier erlebt habe? Mein Mann ist bei der Armee!“

Wenn wir doch die verantwortlichen Politiker beider Seiten behandeln dürften!

Kurze Kommentare von TeilnehmerInnen

Uri (Isr.)

Mein Militärdienst war bei der Luftwaffe, wo die Leute kein Gesicht und keine Stimme haben, sie sind nur Schatten auf einem Computer-Bildschirm. Bisher hatte ich nicht die Chance, Palästinensern in die Augen zu sehen und ihrer Stimme zuzuhören. Diese zwei Wochen gaben mir die Gelegenheit, das zu tun. Ich mochte ihre Argumente nicht immer, aber zwei Wochen sind ein idealer Zeitraum, um die andere Seite kennenzulernen. Ich fand einige neue Freunde von der anderen Seite des Sperrzaunes.

Obwohl wir diesen Zaun zwischen uns haben, beanspruche ich das Recht, sie Freunde zu nennen und die Bindung zu ihnen aufrechtzuhalten, so als wäre da keine Barriere zwischen uns.

Elinor (Isr.)

Ich kann sagen, dass dieses Seminar meinen Standpunkt zum israelisch-palästinensischen Konflikt und zu der Rolle, die ich darin einnehmen will, sehr verändert hat. Die persönlichen Geschichten, die wir im Seminar erzählten und zu hören bekamen, führten dazu, dass wir uns einfühlsamer verhalten und uns die komplexe Situation besser vorstellen konnten. In politischen Debatten mag es Meinungsverschiedenheiten geben, aber über Gefühle lässt sich nicht streiten.

Ich begriff auch, dass unter den gleichen Bedingungen die Seminarteilnehmer doch nicht alle gleich waren, denn die israelische Seite war stärker, sie hatte den größeren Einfluss auf die Art und Weise, wie wir miteinander umgingen und wie sich die Beziehungen in der Gruppe gestalteten.

Bevor ich kam, dachte ich, beide Seiten müssten für die Lösung des Konflikts Verantwortung übernehmen, aber jetzt glaube ich, dass die Israelis mehr Macht haben und Einfluss nehmen können und deshalb auch mehr Verantwortung tragen. Diese Einsicht hat mich tief berührt, denn mir wurde klar, dass wir nicht darauf warten sollten, dass die andere Seite etwas tut oder mit uns einer Meinung ist, bevor wir etwas tun, und dass es genug zu tun gibt, wenn wir jetzt damit anfangen.

Bevor ich nach Deutschland kam, war ich mit meinem eigenen Leben voll beschäftigt und kümmerte mich nur selten um den Konflikt. Nachdem ich zurückgekehrt bin, suche ich nach Möglichkeiten, für die Beendigung des Konflikts zu arbeiten.

Für die Zukunft stelle ich mir möglichst viele persönliche Beziehungen vor, die als Grundlage für gemeinsame Aktionen zur Beendigung des Konflikts und zur Bewältigung seiner Folgen dienen könnten. Ich glaube, es gibt viele Dinge, über die wir uns einig sind, und wenn wir uns auf das konzentrieren, was uns verbindet, dann würde das dem Prozess zu Gute kommen.

Tariq (Pal.)

Als wir auf dem Frankfurter Flughafen ankamen, waren wir total aufgeregt, in Deutschland zu sein, wir schauten uns die Gegend um den Flughafen herum an und sagten, wir haben zwar noch nicht viel gesehen, aber es sieht so schön aus! Dann fuhren wir mit dem Bus nach Walberberg, und

ich sah diese Landschaft und sagte: Was für ein großartiges, schönes Land! In der Jugendakademie schwand diese Aufregung jedoch und wich der Angst vor der Frage: Bin ich fähig, meinem Feind gegenüberzutreten? Bin ich bereit, mit ihm zwei Wochen an demselben Ort zu verbringen? Weiß ich genug, um für unsere Rechte zu kämpfen? Wird dieses Treffen etwas bringen? Solche Fragen stürmten auf mich ein. Ich blickte mich um, zu meinen palästinensischen Freunden, die ich erst seit den Vorbereitungstreffen kannte, und dachte, wie nahe wir uns doch schon gekommen sind, trotz aller Unterschiede zwischen uns. Sie lachten und waren auch ganz aufgeregt, in Deutschland zu sein. Dahinter aber verbarg sich dasselbe Gefühl wie bei mir, die Angst vor der Anonymität. Man konnte es ihnen ansehen. Übrigens auch den Israelis! Sie hatten tatsächlich dieselbe Angst wie wir.

Ich fiel von einem Gefühlszustand in den anderen, erst war ich aufgeregt, dann ängstlich, manchmal wütend und meistens gestresst, was auf die schockierenden Tatsachen zurückzuführen war, die von beiden Seiten präsentiert wurden. Die Unterschiede zwischen uns und den Israelis sind eine klare Sache, aber die Meinungsverschiedenheiten, die wir untereinander, in der palästinensischen Gruppe, hatten, arteten manchmal in Streit aus. Da fragte ich mich, ob sich das lohnt. Das war in der ersten Woche.

In der zweiten Woche klärte sich manches auf. Wir, die palästinensische und die israelische Seite, verstanden uns allmählich besser.

Vor diesem Seminar hatte ich Gespräche über den israelisch-palästinensischen Konflikt, konnte aber meinen Standpunkt und meine Einstellung zur anderen Seite und zu dem Konflikt nie richtig zum Ausdruck bringen. Hier im Seminar konnte ich offener über unser Leid reden, darüber, wie die Besatzung unser Leben ruiniert: palästinensisches Gebiet beschlagnahmt, die Felder verwüstet, die Siedler uns angreifen, und dies alles die Träume der Palästinenser zunichtemacht. Ich finde, es ist ein Erfolg, wenn ich ihnen sagen kann, was die Besatzung uns antut und immer noch antut und dabei eine Menge Tatsachen nennen kann, von denen die andere Seite nichts weiß und ihnen klar mache, dass wir Rechte haben.

Nun habe ich die Fragen, die ich vorher hatte, durch andere Fragen ersetzt, und die große Frage bleibt: Wie können wir ein friedliches Zusammenleben erreichen? Was soll man tun? Brauchen wir mehr konstruktive Gespräche, um unserem Ziel näher zu kommen? Jedenfalls werde ich versuchen, mit allen Seminarteilnehmern in Kontakt zu bleiben und über Dinge nachzudenken, die wir gemeinsam tun können, um Lösungen für unseren Konflikt zu finden, ohne davon abzusehen, dass sie immer noch Besatzer sind und dass jeder Quadratzentimeter des Landes, auf dem sie sich befin-

den, einem Palästinenser gehört, dass wir Rechte haben und diese Rechte von allen Palästinensern hochgehalten werden.

Moh (Pal.)

Von manchen Erfahrungen in meinem Leben wusste ich im ersten Moment, dass sie angenehm sein würden, andere machten mich leider eine Zeitlang noch trauriger, aber die unvergesslichsten Erlebnisse sind solche, die in mir widersprüchliche Gefühle und Gedanken auslösen. Ich entdeckte Neues über mich und manchmal auch über die anderen.

Meine Teilnahme an „Ferien vom Krieg“ war eine solche Erfahrung. Bevor ich zu der Gruppe stieß, hatte ich ziemlich viel Angst, denn es ist nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch nach meiner eigenen Überzeugung nicht akzeptabel, sich mit der anderen Seite zu treffen, wenn man bedenkt, dass unser tägliches Leid von der Besatzung kommt. Es könnte eine unpatriotische Aktion sein. Ich habe auch überlegt, inwiefern so etwas für uns Palästinenser hilfreich sein kann, um unsere Rechte wieder zu gewinnen. Nach meiner Teilnahme stellte ich fest, dass wir in vieler Hinsicht Einfluss auf andere, selbst unsere Feinde, nehmen können, und mir wurde klar, dass der friedliche Kampf und die Aufklärung der anderen Seite über die Art und Weise, wie die Regierung, die sie gewählt haben, uns Schaden zufügt und unsere Möglichkeiten einschränkt, wirksame Mittel sind, um die gewünschten Veränderungen in Angriff zu nehmen. Ich weiß, dass es keine radikalen Veränderungen sein werden, weil ich nicht weiß, wie repräsentativ die israelische Gruppe für ihre Gesellschaft ist, immerhin sind die meisten von ihnen Linke, aber auf alle Fälle könnte das der erste Schritt auf einem endlos langen Weg sein!

Barbara Esser

Eindrücke bei der Seminarbeobachtung

„Wenn mein Vater einkaufen geht, bitte ich ihn oft, mir die ‚rote‘ (israelische) Schokolade mitzubringen statt der weißen,“ sagt eine junge Palästinenserin und grinst etwas provozierend in die Runde. Vorher hatte sie noch erzählt, dass sie keine Produkte aus israelischen Siedlungen kauft. Aber bei der Schokolade handelt sie gegen ihre Prinzipien, die israelische schmeckt ihr einfach besser.

Für die Palästinenser ist es in den Seminaren einfacher, von der anderen Seite zu verlangen, Verantwortung zu übernehmen. Mit der Frage „Warst

Du beim Militär?“ testen sie, wie ernst es Israelis meinen, wenn sie beteuern, nicht hinter der Politik ihrer Regierung zu stehen. Den Israelis, die die Frage nach dem geleisteten Dienst bei der Armee bejahen, entziehen sie schnell jegliches Recht einer differenzierten Meinung.

In diesem Fall gesteht eine gerade 20 Jahre junge Palästinenserin vor der Gruppe ein, selber nicht so konsequent zu sein, wie sie es von der Gegenseite verlangt. Auch wenn es nur um Schokolade geht, ist ihre Aussage deutlich und beeindruckend.

Die Palästinenser haben Angst vor Normalisierung. Die Bereitschaft an einem Dialogseminar wie diesem teilzunehmen ist auf palästinensischer Seite deshalb so zurückhaltend, weil jede Tendenz, Israelis gelöst aus dem Kontext der feindlichen Seite zu sehen, nicht mehr als Besatzer, sondern als Menschen, dem Ignorieren der aktuellen politischen Situation gleichkommt.

Die Israelis empfinden dieses Vorgehen der Palästinenser als mangelnde Bereitschaft, an dem gemeinsamen Prozess teilzunehmen. Sie werfen den Palästinensern vor, nur an ihr eigenes Leid zu denken. Gerade aber das Abwenden vom eigenen Leid würde für die Palästinenser Normalisierung bedeuten: Mit einem Israeli reden, ohne dass dabei das eigene Leid im Vordergrund steht, empfinden sie als Verrat.

Schwierig ist deshalb auch der Umgang mit allgemeinen Themen wie zum Beispiel Schwulenrechten in beiden Gesellschaften. Auf israelischer Seite wird dieses Thema von Teilnehmern immer wieder angeregt. Bei den Frauenseminaren ist ein Focus auf dem Thema „Frauenrechte“ generell gewünscht. Die Palästinenser reagieren darauf sehr sensibel. Sie wehren sie sich dagegen, Themen zu behandeln, die den Konflikt aussparen. Dies könnte den Eindruck vermitteln, dass hier zwei Gesellschaften gleichberechtigt miteinander reden, was nicht der Fall ist.

Die politisch reale Über- oder Unterlegenheit der Parteien spiegelt sich bei den Seminaren unweigerlich wieder. Eine israelische Betreuerin erzählte mir einmal, wie sehr es sie erschreckt hat zu sehen, wie selbstverständlich die Palästinenser aufstanden und den Raum verließen, als die Gruppe aufgefordert wurde die Sitzung uninational fortzusetzen. Ohne dass darüber gesprochen wurde, war allen Beteiligten klar, wer „das Feld räumen muss“.

Gerade solche Erfahrungen machen den Wert dieser Begegnungen letztlich aber aus. Es sind die Momente, in denen den Teilnehmern klar wird, wie stark die realen Verhältnisse vor Ort ihr Denken und ihre Wertevorstellungen prägen.

In einer Team-Sitzung regt ein Betreuer eine Diskussion über die Rolle des deutschen Teams, bzw. den Standort Deutschland für ein solches Seminar an. Die palästinensischen Teilnehmer empfinden die Durchführung durch eine deutsche Organisation als Ungleichgewicht, da die deutsche Seite im Zweifelsfall immer hinter den Israelis stehen würde. Sie würde in dieser Konstellation unweigerlich die Rolle eines dritten Faktors einnehmen, es entstünde eine Dreieckskonstellation.

Ein Betreuer erklärt mir später, dass Deutsche, bzw. Beobachter aus westlich geprägten Ländern eine ähnliche Sichtweise auf ein solches Seminar hätten wie die Israelis: Sie wünschen sich Frieden und glauben an die persönliche Begegnung und Versöhnung. Die Palästinenser hingegen verlangen Gerechtigkeit. Ihr Anliegen deckt sich weniger mit den versöhnlichen Erwartungen von Menschen, die einen solchen Dialog, unabhängig von diesem Seminar, unterstützen.

Wenn ich mich ehrlich hinterfrage muss ich ihm recht geben. Trotz meiner Erfahrungen in den palästinensischen Gebieten 2004, gefiel mir der Gedanke der Versöhnung, als ich 2009 das erste „Ferien vom Krieg“ Seminar begleitete. Die Israelis, die mir kulturell näherstehen, in einem westlichen Land geprägt, durch ähnliche Werte aufwachsen, taten mir -so konfrontiert mit unversöhnlichem Hass- häufig leid. Paradoxerweise verband mich als Deutsche mit einigen jungen Israelis plötzlich das gemeinsame Thema Schuld.

Die Reaktion junger Israelis auf mich, eine Deutsche in ihrem Alter, ist unterschiedlich. Einige Teilnehmer reden gar nicht mit mir. Eine israelische Betreuerin fragte mich nach einer Diskussionsrunde, in der die Teilnehmer die Geschichten ihrer Familien erzählten, wie es mir geht wenn ich diese Geschichten hören muss. Die Teilnehmer nehmen natürlich keine Rücksicht auf mich, wenn sie den Palästinensern vom Leid ihrer Familien während dem Holocaust erzählen. Ich sitze als Beobachterin in den Sitzungen und bin nicht angesprochen, kriege aber alles mit.

Einige Teilnehmer sprechen mich an, meistens sehr schüchtern und offensichtlich darum bemüht, mich nicht zu verletzen. Eine Teilnehmerin fragt mich nach dem Besuch des „Christopher Street Day“ in Köln warum gerade in Deutschland eine so freizügige, liberale Veranstaltung möglich sei. Eine andere Teilnehmerin erzählt mir sehr unverblümt, dass es sie enttäuscht habe zu sehen, dass nichts in Deutschland sie an die grausame Geschichte erinnert habe. Ein Freund von ihr traut sich erst nach seiner Heimreise, mich per E-Mail zögerlich zu fragen, wie es sei, als Deutsche mit dem Thema Holocaust aufzuwachsen und ob wir darüber etwas in der Schule lernen würden.

Beim Abschlussabend zeigt ein palästinensischer Teilnehmer eine Präsentation mit Fotos der letzten zwei Wochen, unterlegt mit Musik. Erst freuen sich alle. Auf den Fotos sind ausschließlich Palästinenser zu sehen. Die Israelis sind deutlich enttäuscht. Aber sie können das Bedürfnis nach Abgrenzung, die Angst vor Normalisierung jetzt besser verstehen und respektieren.





Das gemischte Seminar von Breaking Barriers

*Aus den Berichten von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern
(Die drei Berichte der parallelen Untergruppen wurden von Willfriede
Dieter zu einem Text zusammengefasst)*

Bevor wir auf Details eingehen, ist es uns wichtig zu betonen: Trotz der gegenwärtigen Atmosphäre in der Region findet dieses Dialogprojekt immer noch statt und immer noch gibt es junge Leute von beiden Seiten, die teilnehmen wollen.

Der wachsende Rassismus in der israelischen Gesellschaft, der zunehmende Druck gegen eine Normalisierung in der palästinensischen Gesellschaft und die festgefahrenen Verhandlungen zwischen beiden Seiten geben solchen Begegnungen umso größere Legitimität. Diese Entwicklungen haben auch Wirkung auf den Prozess im Seminar und auf die Menschen, die sich zur Teilnahme entschlossen haben. Solche Begegnungen werden in unserer realen Situation immer seltener, es ist also wichtiger denn je, diese Seminare zu ermöglichen und durchzuführen. Sie sind nach unserer Überzeugung eine Form des Widerstands gegen die Besatzung, weil sie nicht nur die Teilnehmer zusammenbringen, sondern vor allem Besatzung und Rassismus zum Thema haben, und bei den Teilnehmern Solidarität und die Bereitschaft aufbauen können, zukünftig in ihrem Alltag Verantwortung zu übernehmen.

Diese Auswirkungen konnten wir im diesjährigen Seminar klar erkennen, das eines der besten bisher mit sehr tiefgehenden Prozessen war, aber auch eines der kompliziertesten. Alle drei Arbeitsgruppen waren sehr unterschiedlich zusammengesetzt, und die Herausforderungen sehr groß.

Schon bei den Vorbereitungstreffen in den nationalen Gruppen war es möglich „das Eis zu brechen“, und den Teilnehmern ein Bild über den Ablauf des Seminars und seine Inhalte zu vermitteln. Sie sollten sich sicher fühlen, indem sie über die Arbeitsweise und Ziele Bescheid wissen, denn manche kamen zu dem Seminar mit einem Gefühl der Angst und der Unsicherheit, dass die Begegnung für sie gefährlich werden könnte, nicht nur von der anderen Seite aus, sondern auch von der eigenen.

Die Israelis und Palästinenser gingen nicht viele enge persönliche Kontakte ein und wenn, dann waren sie mehr die Frucht einer Willensentscheidung, als dass sie sich natürlich ergeben hätten. Die Frage von Vertrauen und Argwohn war sehr groß. Das gilt für beide Seiten stärker als in der Vergangenheit – eine Folge der zunehmend machtvollen Propaganda zu Hause und der unsicheren allgemeinen Lage.

Es war klar, dass noch mehr als bei den Seminaren der Vorjahre die palästinensischen Teilnehmer von den israelischen erwarteten, in aller Offenheit für ihren Anteil an der Besatzung Verantwortung zu übernehmen, insbesondere weil in diesem Jahr viele israelische Teilnehmer als Soldaten ihren Einsatz in Palästina geleistet hatten und deshalb als direkte Repräsentanten von Netanyahus Regime und dem staatlich geschützten Landraub gesehen wurden.

Die Bereitschaft, Empathie zu zeigen, wird immer begrenzter und enger. Den palästinensischen Standpunkt auch nur kurzzeitig zu übernehmen, empfanden die Israelis als eine wesentliche Bedrohung ihrer Existenz.

Als die Palästinenser in ihrer Präsentation des historischen Narrativs einen Checkpoint simulierten, widersetzte sich eine größere Gruppe der Israelis aktiv und lautstark. Ein Teilnehmer weigerte sich durchzugehen, andere empfanden Verbitterung und fühlten sich erniedrigt. Die Palästinenser ihrerseits forderten, dass die Israelis ihre Präsentation respektieren sollten, im realen Leben gebe es für sie auch keine Option.

Die Palästinenser hatten ein größeres Bedürfnis als in der Vergangenheit, das Unrecht, das ihnen angetan wird, immer wieder zum Thema zu machen und dessen Anerkennung und eine Entschuldigung zu fordern. Die Israelis wiederum fanden es fast unerträglich sich zurückzuhalten, zuzuhören, ohne gleich zu verteidigen „was unser ist“.

Das hatte sein Gegenbild in der Einstellung, die einige Palästinenser gegenüber den direkten Immigranten unter den Israelis zeigten. Yaara, eine Schwarze, die als Kind mit ihrer 9-köpfigen Familie aus Äthiopien nach Israel kam, wurde als Repräsentantin des zionistischen Plans, alle Palästinenser aus ihrer Heimat zu vertreiben, betrachtet. Sie musste Bemerkungen ertragen (und tat es tapfer) wie „Warum lebst du hier, von wo die Flüchtlinge vertrieben wurden – du solltest nach Äthiopien zurückkehren“ etc. Die meisten Palästinenser verweigerten ihr die Einfühlung in ihre persönliche Geschichte. Doch am Ende gewann sie großen Respekt, weil sie umgekehrt fähig war zuzuhören. Ihre Anwesenheit war auch für die Israelis wichtig, von denen viele noch nie mit äthiopischen Juden von gleich zu

gleich gesprochen hatten, und die Begegnung mit einer scharfsinnigen und cleveren jungen äthiopischen Frau öffnete ihnen die Augen und stellte ihren Rassismus in Frage. Die Frage der europäischen gegenüber den arabischen Juden, deren Diskriminierung und kulturelle Verbindung mit den Palästinensern, wurden innerhalb der israelischen Gruppe nicht weniger diskutiert als der palästinensisch-israelische Konflikt.

Die Tatsache, dass die Israelis während der Hymne bei der palästinensischen Präsentation stehend verharren sollten, und die Texte teilweise in Arabisch ohne Simultanübersetzung vorgetragen wurden, verärgerte einige Israelis und rief nationalistische und rassistische Stimmen hervor.

Als Reaktion darauf wurde die israelische Hymne auch in die Kulturnacht der Israelis eingefügt und die israelische Flagge großflächig an die Wand projiziert. Betrieben wurde das vor allem von Michael und Rafi, beide sind Misrahi (orientalische Juden, siehe Broschüre 2011) und waren Kampfsoldaten. Am entschiedensten argumentierte Hary, ein Ashkenasi (europäische Juden) aus Tel-Aviv, dagegen. Er fühle sich persönlich verletzt, da die Hymne ihn nicht repräsentiere. Hary war eine der sehr wenigen linken Stimmen in der Gruppe.

Rafi diente drei Jahre lang als kämpfender Soldat an Checkpoints und leistet dort weiterhin Reserveeinsätze. Er kommt aus einem unterprivilegierten Stadtteil von Netanya und einer rechtsextremen Umgebung. Er sagte den Palästinensern in unserer Gruppe ganz klar: „Ich bin hier der Starke. Was wollt ihr tun, um mich davon zu überzeugen, dass euch die Rechte wirklich zustehen, über die ihr sprecht?“ Innerhalb der israelischen Gruppe kam es einigen ganz gelegen – vorwiegend privilegierten Ashkenasi – Rafi als „Joker“ zu bezeichnen oder als Repräsentanten der „primitiven Besatzer“ in Israel, obwohl sie selber sich nicht weniger an der Besatzung beteiligten. Eitan beispielsweise war in Jenin eingesetzt, kurz nach der israelischen Invasion, und sah als aktiver Kämpfer viele harte Dinge. In den binationalen Diskussionen äußerte er fast immer unverbindliche oder rechtsgerichtete Ansichten und verteidigte das israelische Vorgehen, fand sich selbst aber viel toleranter, offener und „aufgeklärter“ als Rafi. Fast bis zum Ende des Seminars realisierte er nicht, dass viele der Palästinenser ihn mit Argwohn betrachteten und ihn für eine harte Person hielten, die nicht zuhören oder echte Empathie äußern kann. Eitan beschäftigten im Seminar Gefühle von Schuld, Einsamkeit und inneren Konflikten, die für ihn schwer mitzuteilen waren. Er äußerte sich so diplomatisch wie möglich bis er „Arna's Kinder“ sah, ein Film, der ihn ganz sichtbar konfrontierte mit seinen eigenen Schuldgefühlen. Doch er fand sehr schnell den Weg zurück

zu der ihm vertrauten formal-militärischen Erklärung, die ihn beschützt. Im Workshop von *Raz und Leema* sagte ein palästinensischer Teilnehmer, 22 Jahre alt und Architekturstudent, Israel sei ein „Krebsgeschwür“ in der arabischen Welt, weil es etwas Fremdartiges und Hinzugefügtes sei, ohne gemeinsame Geschichte, Kultur und Religion. Die Israelis wiesen den Begriff „Krebsgeschwür“ empört zurück. Doch ein 26 Jahre alter Student der Erziehungswissenschaften aus Israel, der anfangs sehr aggressiv gewesen war und ständig die Konfrontation mit den Palästinensern gesucht hatte, zeigte nun eine besonnene Reaktion, indem er den Vergleich kritisch analysierte.

Erez, ein Israeli irakischer Herkunft, spielte während der israelischen Kulturnacht die Oud, und Rafi und Michael sangen dazu ein traditionelles, arabisch-jüdisches Lied zu Yom Kippur, dem Tag, an dem die Juden um Vergebung ihrer Sünden bitten. Es war ein spannender Augenblick, als die Palästinenser – wahrscheinlich zum ersten Mal – Juden ein traditionelles arabisches Musikinstrument spielen sahen, und als anschließend Erez aufstand und sagte: „Dies ist ein traditionelles Lied zu Yom Kippur, der Tag,



an dem wir um Vergebung für unsere Sünden bitten. Ich dachte, das Lied würde zu diesem Anlass passen.“ Dies war eine

unglaublich mutige Geste und in ihrer Schlichtheit einer der bewegendsten Momente in diesem Seminar.

Alles in allem empfanden sich die Israelis – wie üblich – als pluralistisch und empathisch im Gegensatz zu den Palästinensern, die sie als engstirnig ansahen, und die immer als Block argumentieren würden. In diesem Jahr zeigten sich aber einige Widersprüche in der palästinensischen Gruppe. Zum Beispiel wurden die Rolle der palästinensischen Autonomiebehörde und ihre Brutalität gegen Demonstrierende direkt angesprochen.

Die Begegnung mit Karam, einem ehemaligen Häftling mit großem Ansehen und Respekt bei den Palästinensern, war extrem wichtig für die Israelis. Er sprach gut hebräisch und seine Äußerungen waren moderat. Einen

solchen ehemaligen Häftling zu erleben, nachdem in den israelischen Medien palästinensische Häftlinge generell als Terroristen und böse gelten, machte einen enormen Eindruck und brachte einige Israelis zum Umdenken. Er war eine ständige Herausforderung für ihre Vorurteile, und er machte sich nicht Liebling. Seine Anwesenheit in der Gruppe war unschätzbar.

In der Endrunde schenkte Rafi, der die palästinensische Gruppe eine Sitzung vorher um Vergebung gebeten hatte für das, was er während seines Militärdienstes getan hatte, Karam eine Blume, und die beiden gaben sich die Hand. Für Rafi war dieser Augenblick, sagen zu können, „Es tut mir leid“, und Karam zu bewegen, ihm die Hand zu geben, außerordentlich wichtig.

Die palästinensische Gruppe wusste nicht recht, wie sie mit Rafis Bitte um Vergebung umgehen sollte. Sie waren einigermaßen schockiert und reagierten anfangs eigentlich gar nicht. Es dauerte eine Weile. Rafi redete immer wieder mit ihnen, bis er schließlich seine offensive Haltung „Ich bin der Starke“ aufgeben konnte. Im Feedback eines Palästinensers heißt es: „Als der Israeli Rafi, der eine starre Meinung vertrat und zu keiner Änderung bereit schien, sich für seine Äußerungen entschuldigte, da merkte ich, dass nicht alle Israelis engstirnig sind, sondern Verständnis und Akzeptanz sich entwickeln kann.“

Rassistische Ansichten wurden in Frage gestellt und veränderten sich. Sogar bei Rebecca, einer sehr nationalistischen Frau aus Jerusalem, schien sich ihre kompromisslose Einstellung zu ändern.

Es war besonders für die jungen Palästinenser in unserer Gruppe sehr wichtig, am Ende von den Israelis zu hören, sie wollten weder die Palästinenser vertreiben noch sei es ihre Schuld, in Israel geboren zu sein.

Die TeilnehmerInnen waren alle positiv berührt, alle wollen nach ihrer Rückkehr weiterarbeiten und in Verbindung bleiben. Alle freuen sich darauf, sich in Friedensgruppen zu engagieren.

Helga Dieter

Biografische Interviews

Ohne Kenntnis von Rafis Rolle in der Gruppe bat Helga ihn um ein Interview. Darin sagte er: „In Israel werden sie Feinde genannt, aber hier sitzen mir Menschen gegenüber und schauen mir in die Augen und ich erfahre, dass sie Gefühle haben. Und sie hören mir zu und sehen ebenfalls einen Menschen, und können es gar nicht glauben, dass ich Soldat war.“

Das Seminar ist also sehr wichtig für mich, auch der Spaß, den wir haben. Es hilft sehr, den Konflikt zu verstehen und die Anderen kennen zu lernen und sogar neue Freunde zu finden.

Als ich an den Checkpoints eingesetzt war, habe ich nicht überlegt, was die Palästinenser empfanden oder wohin sie unterwegs waren. Ich dachte bloß: ‚Das ist mein Job – und Schluss!‘ Und bei den nächtlichen Einfällen in Dörfer und den Razzien in ihren Häusern da fanden wir nach 5-6 Mal meist auch Waffen. Die israelische Armee ist nicht so schlecht, wie es scheint. Ich kann auch berichten, dass wir dort Kranke behandeln. Und wenn wir in palästinensisches Land hineingehen, verteilen wir Lebensmittel.

Ihre Berichte hier weckten in mir Empathie, und ich verstehe jetzt ihr Denken besser. Mitgefühl und Verständnis, das habe ich hier entwickelt.

Ich bin hier als tabula rasa angekommen und habe einen harten Prozess durchgemacht. Du bist dann Schöpfer deiner eigenen, neuen Identität und die ist jedermanns Kritik ausgesetzt. Das ist ein großer Prozess, und zwei Wochen sind nicht lange. Ich werde in Israel aktiv sein, und ich werde es gut machen und viel erreichen. Dabei habe ich keine Angst, dass mich niemand mehr akzeptiert, auch wenn es schwierig sein wird.

Ich wünsche jedem in Israel und Palästina die Chance, so ein Seminar zu machen, weil gerade jetzt Treffen mit Leuten von der anderen Seite problematisch sind und nicht stattfinden. (*Er lächelt verschmitzt*: Wenn ich 'mal steinreich bin, übernehme ich die Finanzierung und die Organisation) Ich habe die Hoffnung auf Frieden.“

(Nach Rafis Einverständnis wird das Interview im Web veröffentlicht.)

Ohne Kenntnis von **Eitans** Rolle in der Gruppe bat Helga ihn um ein Interview. Darin sagte er:

„Meinen Militärdienst absolvierte ich in einer Kampftruppe. Das war ganz selbstverständlich; die meisten Freunde und mein älterer Bruder waren ebenfalls kämpfende Soldaten. Als Bürger Israels – so war ich überzeugt – ist das meine Pflicht angesichts der Situation, in der wir leben. Die meiste Zeit leistete ich in der Westbank und im Gaza-Streifen Dienst.

Ein paar Vorfälle gab es, von denen ich mir wünschte, ich wäre nicht Teil davon gewesen. Es gab einen Angriff von Terroristen auf unseren kleinen Posten in Gaza. Zwei der Angreifer wurden getötet und einer meiner Soldaten starb, mehrere andere wurden verwundet. Es war eine sehr schlimme und schwere Nacht. Meine innere Reaktion war: Ich will auf niemand mehr schießen, und will nicht, dass einer auf mich schießt. Ich will nur meinen Job machen.

Einmal im Jahr muss ich für 4 Wochen zu einem Reservisten-Einsatz. Jedes Jahr wird mir die Entscheidung schwerer aus moralischen und persönlichen Gründen. Es macht mehr Angst. Du realisierst, es ist kein Spiel, du musst an Aktionen mitmachen, wo du dein Leben riskierst. Es hat zwei Seiten: da ist die Angst, doch habe ich meinen Dienst als kämpfender Soldat immer mit der komplexen, beschissenen Situation in Israel gerechtfertigt. Aber wir haben nicht vor, immer in dieser Situation zu bleiben, wir müssen für ihre Lösung arbeiten, dann müssen wir diese Militäreinsätze nicht mehr machen.

Also zuallererst muss ich persönlich mich erheben und bei Anderen Bewusstsein entwickeln, ohne dabei Widerspruch hervorzurufen. Man muss also die Fähigkeit entwickeln, sich und die eigene Seite zu kritisieren, ohne dass die Zuhörer abschalten. Wenn man über diese Themen spricht, wird man meistens als radikaler Linker angesehen und als Fanatiker der Menschenrechte. Ich selbst habe in der Vergangenheit auch so reagiert, als ich bestimmte Tatsachen hörte, weil es manchmal zu hart ist, die Wahrheit zu hören.

Doch ich werde wieder den Reserveeinsatz machen und meine Pflicht tun. Manchmal kann ich es vor mir selbst nicht rechtfertigen, es ist schwer. Aber die Antwort lautet immer noch: Ich fühle mich verpflichtet. Ich lebe in einer Demokratie und die Mehrheit entscheidet. Ich will weiter in dieser Gesellschaft, in diesem Land, in meiner Kultur leben, es ist meine Heimat. Auch wenn ich nicht einverstanden bin mit dem, was hier geschieht, ich kann nicht hier leben ohne die Bereitschaft, auch den Preis zu zahlen.“

(Nach Eitans Einverständnis wird das Interview im Web veröffentlicht.)

Rebecca war in der Arbeitsgruppe, in der Birgit die teilnehmende Beobachtung übernommen hatte. Birgit bat sie um ein Interview.

Rebecca kommt aus einer Familie von Holocaust-Überlebenden. Sie war schon mit 22 Jahren in einer verantwortlichen Position beim Militär. Dabei teilte sie eine Gruppe von Soldatinnen an einen Einsatzort ein, wohin diese mit dem Bus fahren sollten. Ein Selbstmordattentäter sprengte den Bus, zwei der Soldatinnen starben, eine dritte war schwer verletzt. Rebecca sagt verzweifelt: „Im Kopf weiß ich, dass ich nicht verantwortlich bin, aber in meinem Unterbewusstsein bin ich es doch irgendwie.“ Ein Jahr später stand sie an der Busstation, als in einem Koffer eine Splitterbombe explodierte und viele Menschen verletzte. Die Trennungsmauer sei schrecklich, aber für die Sicherheit Israels nötig, denn seit ihrer Existenz habe es deutlich weniger Anschläge gegeben, meinte Rebecca. Bei allem Mitgefühl für

ihr persönliches Leid widersprachen die palästinensischen TeilnehmerInnen, was zu einer heftigen Kontroverse führte. (Nach Rebeccas Einverständnis wird das Interview im Web veröffentlicht.).

Helga Dieter

Die Rolle der 48er Palästinenser

Es ist nicht einfach, in ein paar Sätzen die historisch-politischen Hintergründe dieses komplizierten Konflikts zu skizzieren, was aber zum Verständnis der Dialogprozesse bei den Begegnungen für manche jüngere LeserInnen nötig erscheint.

Am 14. Mai 1948 verkündete Ben Gurion die Gründung des Staates Israel. Seitdem feiert Israel den Gründungstag des ersten sicheren Zufluchtortes für Juden, während es für die Palästinenser der Tag der Katastrophe ist (Nakba). In wenigen Tagen verließen damals über 700.000 Palästinenser ihre Häuser. Bisher hat die israelische Regierung diesen Massenexodus als



Palästinensische Präsentation der Geschichte (historical narrative). Der Hausschlüssel ist das Symbol für die Rückkehr der Flüchtlinge.

freiwilligen Auszug aus dem neuen Staatsgebiet dargestellt. Doch in den letzten Jahren haben einige Historiker aus Israel Forschungsergebnisse präsentiert, die die palästinensische Sichtweise bestätigen, dass es sich vor allem um eine Vertreibung unter Zwang gehandelt habe. Damit die Bewohner nicht zurückkehren konnten, wurden bald viele Dörfer zerstört. Die Flüchtlinge leben bis heute im Ausland, die meisten unter elenden Bedingungen in Lagern in der Westbank, im Libanon oder in Jordanien, wobei diese „Bruderländer“ meist nichts zu ihrer Inklusion unternahmen. Das Elend der Flüchtlinge ist für manche Politiker das Faustpfand, um den Gebietsanspruch auf ganz Palästina aufrechtzuerhalten. Trotz mehrerer UN-Resolutionen, die das Recht der Flüchtlinge auf Rückkehr bekräftigten, wurde ihnen diese von Israel verweigert.

In einigen Gegenden blieb die palästinensische Bevölkerung bei der israelischen Staatsgründung in ihren Dörfern, ohne vor der Armee zu flüchten oder von dieser vertrieben zu werden. Sie bilden bis heute die arabische Minderheit in Israel (ca. 20%) und werden zur Unterscheidung von den Palästinensern in der Westbank oder Gaza „die 48er“ genannt. Sie sind israelische Staatsbürger „zweiter“ oder gar „dritter“ Klasse. Rechte israelische Politiker und die meisten religiös Orthodoxen wollen die islamische und christliche Minderheit der Palästinenser aus dem jüdischen Staat vertreiben, am liebsten über den Jordan oder zumindest in die besetzte Westbank. Sie sind rechtlich nicht gleichgestellt, können nur in bestimmten Gebieten Häuser bauen oder kaufen, über 40 ihrer Dörfer sind nicht anerkannt und erhalten keine Infrastrukturleistungen (Straßen, Kanalisation usw.). Ihre Schulen sind schlechter ausgestattet, sie haben Probleme beim gesellschaftlichen Aufstieg und werden sozial diskriminiert.

Um die Gleichstellung dieser palästinensischen Minderheit bemühen sich viele Friedensgruppen und Institutionen in Israel seit vielen Jahren z.B. durch gemeinsame Wohnprojekte (Neve Shalom/Wahat al-Salam oder Reut Sadaka), durch Friedenspädagogik in Workshops und die Ausbildung von Konflikttrainern (Givat Haviva) usw. Diese innenpolitische Friedensarbeit ist in der hierarchischen israelischen Gesellschaft von unschätzbarem Wert.

An vielen unserer Begegnungen haben schon 48er Palästinenser teilgenommen. Sie schienen zuerst eine Art von Mittlerrolle einzunehmen, weil sie meist fließend arabisch, hebräisch und englisch sprechen. Doch das hat für den Dialogprozess den Nachteil, dass sie die Übersetzungen nicht abwarten müssen und bei Diskussionen mit den israelischen Jugendlichen spontan reagieren können. Die Palästinenser aus den besetzten Gebieten

fühlen sich dann nicht nur von den Israelis bevormundet, sondern auch noch von den palästinensischen Brüdern und Schwestern aus Israel. Hinzu kommt, dass die 48er Jugendlichen als israelische Staatsbürger nicht in die Westbank einreisen durften und die Realität der Besatzung nicht unmittelbar erfahren haben, aber in ihren Forderungen an die Israelis oft wortradikaler und unversöhnlicher sind als die hautnah Betroffenen.

Trotz der sozialen Benachteiligung in Israel geht es den meisten 48ern wirtschaftlich erheblich besser als den Jugendlichen aus den besetzten Gebieten. Häufig sind sie mit modischem Schnick-Schnack und teurer Elektronik ausgestattet, wovon die Bewohner der besetzten Gebiete nur träumen können.



Aus all diesen Gründen achten wir inzwischen darauf, dass die 48er höchstens 20% der Gruppe ausmachen, denn sie bringen zusätzliche Probleme in den Dialogprozess ein. Wenn sie sich mit jüdischen Israelis treffen wollen, so können sie dies, ohne hohe Flugkosten, auch in Israel. Dafür gibt es Friedensorganisationen, die viel Unterstützung aus dem Ausland, vor allem aus Deutschland, erhalten. Wenn die Jugendlichen wirklich den Wunsch haben, die „Anderen“ zu treffen, so können sie diesen Mut zu Hause besser unter Beweis stellen als im Ausland. Auch gibt es bereits viele solcher

Einladungen. Sie sind einfach, ohne all die Visa-Probleme, zu organisieren und werden staatlich bezuschusst. (Bei der Einladung von Bewohnern der Westbank gibt es kein Geld, aber viele Restriktionen.)

Aus dem biografischen Interview von Petra Schöning mit Laila

„Ich komme aus dem Norden von Palästina. 1948 musste meine Familie ihr Haus verlassen, weil die Juden in unser Dorf kamen. Die meisten leben jetzt im Libanon in einem Flüchtlingslager. Meine Oma war im siebten Monat schwanger und versteckte sich mit meinem Opa. Deswegen

leben wir Nachkommen noch in unserem Dorf, das seitdem zu Israel gehört.

Das Problem bei meinem Medizinstudium ist, dass alles in Hebräisch gelehrt wird. Obwohl ich gute Zensuren habe, muss ich einfach besser sein, um die gleiche Bewertung zu erreichen wie ein jüdischer Student.

Der schlimmste Tag in meinem Leben war in diesem Jahr der Nakba-Tag. Seit 2012 gibt es ein Gesetz, das verbietet, an die Nakba zu erinnern. Wir Palästinenser dachten hingegen: „Das ist unser Tag!“ Wir waren fünf Studenten, die sich für eine Zeremonie im Freien entschieden. Wir bekamen die Erlaubnis, aber nur außerhalb des Campus. Etwa dreihundert Studierende hatten sich zu der Zeremonie versammelt. Ich war aufgeregt, denn es gab noch fünfhundert jüdische Gegendemonstranten außerhalb der Absperrung, die schrien und brüllten. Uns fünf gelang es irgendwie, unsere Lebensgeschichten zu erzählen. Dann sangen wir unsere Nationalhymne. Da wurden die israelischen Studenten äußerst wütend. Einer sprang auf einen von uns, und auch die Sicherheitskräfte griffen uns an. Es war eine sehr gewalttätige Situation.

Als Übersetzerin hier im Seminar fühle ich mich auf der Grenze zwischen Palästina und Israel. Meine Übersetzung ist die einzige Verständigungsmöglichkeit für manche hier. Es war sehr kompliziert für mich seit dem ersten Tag, als ich auf dem Flughafen die beiden Gruppen traf. Ich fragte mich verunsichert, was angebracht ist, zuerst mit den Israelis zu sprechen oder mit den Palästinensern? Ich wohne in Israel und ich weiß, wir können zusammen leben, weil ich jüdische Freunde habe. Aber beide Seiten sind sehr weit auseinander. Das ist vielleicht der Grund, warum ich hier Mittlerin bin. Beide Seiten können sehen, dass es noch eine dritte Seite gibt. Und wir 48er sind in der Mitte. Über uns können sie kommunizieren. Ich denke, sie müssen sehen, dass es einen Weg gibt, dass sie sich treffen können.

Aus dem biografischen Interview von Petra Schöning mit Mais

Ich lebe in einem Dorf im Norden des palästinensischen Israel in der Nähe zum Libanon. Mein Großvater erzählte mir, dass 1948 die Streitkräfte ins Dorf kamen und sieben junge Leute töteten. Die anderen flüchteten in den Libanon. Meine Großeltern konnten gleich zurückkehren, weil es noch keinen jüdischen Staat gab, es war noch Krieg.

Dass ich meine palästinensische Identität verliere, weil ich israelische Staatsbürgerin bin, fürchte ich nicht. Aber ich sehe mit Angst die Bestrebungen des israelischen Staates, mir meine Identität zu nehmen.

Es gibt viele konkrete Beispiele, wo ich fühle, dass es wirklich schwierig

ist, eine Palästinenserin in Israel zu sein. Ich war an den Checkpoints und wurde erniedrigt. Ich war aber auch in Jerusalem, als Anschläge auf Busse verübt wurden, und ich hatte dieselbe Angst wie die Israelis. Aber ich weiß, warum die Palästinenser all diese Dinge tun, was sie dazu bringt!

Während des Libanonkriegs gingen die Katjuscha-Raketen aus dem Libanon neben meinem Haus nieder. Ich wusste nicht mehr, was ich will: dass sie den Krieg gewinnen oder nicht. Das war sehr schwer zu entscheiden, weil ich beide Seiten verstehe.

Der schlimmste Tag hier im Seminar war, als einige der jüdischen Leute etwas gegen die 48er-Araber in Israel sagten, und ich nicht antworten konnte, weil ich als Übersetzerin professionell sein will und nicht mitdiskutieren darf. Daher antwortete ich nicht. Ich fühlte mich so schlecht, dass ich hätte weinen mögen.

Die Seminare hier änderten wirklich mein ganzes Leben. Vor drei Jahren war ich hier als Teilnehmerin. Es war das erste Mal, dass ich Palästinenser von der Westbank traf. Ich wollte danach verstärkt ein Teil von ihnen sein und traf sie regelmäßig in Ramallah. Das machte mich stärker. Ich wurde jemand, der ihnen hilft, beide Seiten zu verstehen und den richtigen Weg zum Frieden zu finden. Ich habe auch über mich selbst eine Menge gelernt in diesem Seminar, dass ich Teil dieser Seite und Teil der anderen bin, und was die Kraft meiner Kenntnisse über beide Seiten ist, was die Kenntnis beider Sprachen bedeutet.

Mein Traum ist ein palästinensischer Staat und ein Land Israel, das alle



Juden und mich einschließt, aber das kein jüdischer Staat ist. Ein solcher Staat kann nicht zugleich demokratisch sein und ein jüdischer Staat.

Eine Gruppe aus Israel und Palästina pflanzt Olivenbäume



Das Frauenseminar von Breaking Barriers in Istanbul



Helga Dieter

Vorbemerkung

Das Frauenseminar drohte aus vielen (oben genannten) Gründen auszufallen. Nach Absprache mit unserer Partnerorganisation „Breaking Barriers“ wurde vereinbart, dass diese selbst im Herbst einen geeigneten Platz sucht. Die Türkei gehört zu den wenigen Orten, die täglich sowohl von Tel Aviv als auch von Amman aus schnell und preisgünstig zu erreichen sind.

Ich plante mit Rose (Mitarbeiterin im Team aus Deutschland und Übersetzerin) vom 22.11. bis 4.12. nach Istanbul zu fliegen. Dann spitzte sich die Lage im Nahen Osten bedrohlich zu, und am 14.11. begann der zweite Gazakrieg. In dieser Situation wollten weder die israelischen noch die palästinensischen Frauen zu einer Begegnung ins Ausland fahren. Die Hoffnungen auf eine Phase ruhiger Koexistenz wurden wieder einmal unter Raketen und Bomben begraben. Dem Projekt „Ferien vom Krieg“ drohte ein finanzielles Fiasko, denn für die 42 Flüge und das Hotel in Istanbul waren schon 30.000 € angezahlt. Nach moralischen Appellen und harten Verhandlungen erklärten sich die Fluggesellschaften und das Hotel mit einer Verschiebung des Seminars innerhalb von zwei Monaten einverstanden. Es fand dann leider ohne meine Teilnahme und verkürzt vom 12.1. bis 22.1. statt und soll ein großer Erfolg gewesen sein.

Ich hatte erwartet, dass sich auf der Teilnehmerliste aus politischen und

persönlichen Gründen viele Namen ändern würden und bin nun erfreut darüber, dass *alle* Palästinenserinnen zu dem Seminar gekommen sind, was für viele schon vorab sicher mit Anfeindungen verbunden war.

Als während des Krieges in Gaza entschieden wurde, dass das Seminar ausfallen muss und keineswegs klar war, dass es später stattfinden würde, bat ich darum, dass einige der Kandidatinnen ihre Situation beschreiben.

Kommentare von Teilnehmerinnen, vor dem Seminar

Moran ist israelische Koordinatorin (Breaking Barriers)

„Es war die schlimmste Woche hier seit langer Zeit und wirklich furchterregend. Ich arbeite in mehreren Verständigungsprojekten, doch alle gemeinsamen Sitzungen wurden abgesagt, was ich verstehen kann. Aber es ist sehr frustrierend, dass die wenigen Orte, an denen noch gesprochen statt geschossen wird, geschlossen werden statt umgekehrt.“



Hila (Isr.)

Ich studiere in Jerusalem Entwicklungspolitik und arbeite als Führerin in der Holocaust Gedenkstätte Yad Vashem.

Eine Woche vor dem geplanten Seminarbeginn tötete unsere Armee (IDF) Ahmed Jabari, den Chef des militärischen Arms der Hamas in Gaza. Von dem Tag an kam ich nicht mehr von den Nachrichten los.

Nur wenige Stunden nach der Ermordung rief meine Tante an. Sie lebt im Zielgebiet der Raketen aus Gaza und war mit ihren drei Kindern und Gepäck schon unterwegs zu meiner Familie. Am nächsten Tag waren schon drei meiner Freunde zum Reserve-Militärdienst einberufen, am Freitag folgten drei weitere. Ich blieb am Wochenende in Jerusalem, und während schon ein Großteil von Zentralisrael von Raketen bedroht war, hatten wir doch das Gefühl, uns könnte es nicht erwischen.

Freitag, später Nachmittag, heulte eine Sirene. Wir begaben uns sofort ins Treppenhaus, wie es das Heimatfront-Kommando vorschreibt. Meine Nachbarin, eine Dame in den Achtzigern, meinte: ‚Na ja, ich wohnte schon hier während der Blockade Jerusalems 1948‘. Ich war sehr betroffen darüber, wie sie die Realität akzeptiert. Samstag wurde mein Mitbewohner ebenso wie tausende ehemalige Kämpfsoldaten einberufen. Das bedeutete, dass Israel ernsthaft plante, die Operation auszuweiten.

Im Hinterkopf dachte ich dann auch zwischen Nachrichtensendungen und Telefonaten an das Seminar. Es erschien mir immer weniger wichtig. Ich hatte ein starkes Gefühl von Sinnlosigkeit, Inhaltslosigkeit, Hoffnungslosigkeit, Verzweiflung. Und auch, dass ich nicht an die Kraft eines Dialogs glaube in einer so emotionalen Zeit.

Zwei Tage später wurde das Seminar verschoben und am Mittwoch der Waffenstillstand verkündet. Jeder kehrte wieder nach Hause zurück. Viele fragten: Was wollte unsere Regierung eigentlich erreichen? Welche Verbindung besteht zwischen dem allen und unserer Wahl demnächst?“

Hebba (Pal.)

An dem Tag, als ich von dem Seminar erfuhr, war ich mit einigen Freunden zusammen. Einige verließen das Gespräch, sobald sie hörten, dass Israelis beteiligt sind, manche hatten Angst, was die Leute oder ihre Familie über sie sagen würden, während andere voller Motivation meinten, das sei eine gute Gelegenheit, um eine Veränderung zu bewirken. Ich war eine von denen und bewarb mich für die Teilnahme und begann schon, die Koffer für das Seminar in der Türkei zu packen.

Es ist immer dasselbe. Du wachst auf und musst erfahren, dass Menschen nicht weit entfernt von dir getötet werden. Der letzte Krieg gegen Gaza unterschied sich nicht sehr vom aktuellen, und nichts macht diesen jetzt weniger grausam. Ein Unterschied mag sein, dass inzwischen die verschiedenen sozialen Netzwerke und Medien in riesigem Ausmaß über die Ereignisse berichten. Informationen und Fakten über die Konflikte in Gaza rücken ins Blickfeld. Die Menschen nähern sich der Wahrheit. Im Gazakrieg haben die israelischen Streitkräfte Verbrechen gegen die Menschlichkeit begangen und Grundrechte gebrochen wie Folter, Tötungen und die Zerstörung von Privateigentum – und das alles unter dem Vorwand ihrer nationalen Sicherheit.

In dieser aktuellen Situation waren wir alle empört und hatten das Gefühl, dass es nicht der richtige Zeitpunkt sei, die Israelis zu treffen. Jeder ging zu Protestdemos – überall in der Westbank, und diese Verurteilung war einstimmig. Das Seminar zu verschieben war das Beste für beide Seiten, da unsere Emotionen erst einmal abkühlen mussten. Danach fühlten wir uns stärker und spürten die Verpflichtung, die Israelis zu treffen, um mit ihnen unsere Ansichten auszutauschen, und zu erfahren, was sie über den Konflikt zu sagen haben, statt auf unschuldige Menschen zu schießen. Das Gespräch kann ein Weg sein, weil Worte eine viel stärkere Waffe sind als Gewehre und Kugeln.

Berichte vom Frauenseminar in Istanbul

Während des Gaza-Krieges war die Atmosphäre in Palästina sehr angespannt, deshalb wurde das für November geplante Seminar im Januar 2013 nachgeholt.

Es gab eine englischsprachige Gruppe und eine Muttersprachler Gruppe mit Übersetzungen, was erfahrungsgemäß länger dauert. Das ist nicht nur zum besseren Verständnis wichtig. Oft wird die andere Sprache nur als Sprache des Feindes verstanden, doch im Dialog verbindet man die Sprache mit einem Menschen und einem Gesicht. Das bildet eine Brücke.

Die Palästinenserinnen kamen wegen der jüngsten Angriffe auf Gaza sehr wütend zum Seminar und griffen die Israelis an. Diese verstanden das nicht. Aufgrund ihres linken Selbstverständnisses gingen sie sehr umsichtig mit den Palästinenserinnen um und versuchten besonders nett zu sein. Für die Palästinenserinnen war das schwierig, denn es nahm ihrer Wut den Wind aus den Segeln.

Beim Erzählen der Lebensgeschichten berichtete eine Palästinenserin von ihrem Vater, der 15 Jahre im Gefängnis in Israel gesessen hatte. Sie war voller Wut auf Israel, bemühte sich aber, die Geschichte völlig emotionslos vorzutragen, als wäre es nicht ihre eigene Geschichte. Eine andere Teilnehmerin berichtete von ihrem Vater, der nach Jordanien flüchten musste und seine Familie in Bethlehem bis heute nicht besuchen darf. Sie sprach auch von ihrer kleinen Schwester, die im Alter von fünf Jahren starb, weil sie während der wochenlangen Ausgangssperre nicht medizinisch versorgt werden konnte. Als man versuchte, sie ins Krankenhaus zu transportieren, wurde das von der Besatzungsarmee verhindert. Sie fand es sehr schwer, ihre Gefühle vor den israelischen Teilnehmerinnen auszudrücken. Sie sagte immer wieder, sie habe viel zu erzählen, aber es wäre zu schwer darüber zu reden. In dem internen nationalen Treffen sagte sie, sie wolle nicht vor den Israelinnen weinen. Ihre Familie kommt ursprünglich aus Malha nahe Jerusalem. Sie mussten zweimal fliehen, einmal nach Bethlehem und einmal nach Jordanien. Sie tat sich sehr schwer mit der israelischen Seite im Seminar. Für sie gab es keine Lösung des Konflikts, außer dass jeder dahin zurückgeht, woher er kam. Sie war sehr hart und hat den Israelis nicht in die Augen geschaut und niemals vor ihnen gelächelt.

Eine Israelin berichtete von ihrer Kindheit in einer Siedlung. Eines Tages wurde ihr kleiner Bruder krank, und ihre Mutter fuhr mit ihm ins Kranken-

haus. Der Weg führte durch ein palästinensisches Dorf. Dort wurden sie von Kindern mit Steinen beworfen. Da griff die Mutter zum Gewehr und schoss auf die palästinensischen Kinder. Diese Geschichte war sehr schlimm und schockierend.

Auf der israelischen Seite gab es eine Teilnehmerin, deren Vater der letzte männliche Nachkomme der Herzl Familie ist. Sie berichtete davon, wie ihr Vater jedes Jahr eine Kerze anzündet und ein Kaddish für seinen Urgroßvater singt. Die palästinensischen Teilnehmerinnen waren nicht in der Lage, ihr Privat- und Familienleben von den politischen Überzeugungen Herzls zu trennen. Sie konnten auch nicht nachvollziehen, dass Kinder andere Ansichten vertreten als ihre Eltern. Für sie verkörperte sie Herzl und war eine Zionistin wie ihr Ururgroßvater, obwohl die junge Frau sich zur politischen Linken zählte.

Wir hatten eine andere Israelin, die sehr linke Ansichten vertrat und sich selbst als Palästinenserin bezeichnete. Diese Überidentifikation (vermutlich aus Schuldgefühlen) war für die Palästinenserinnen äußerst schwer zu verstehen. Sie fanden es auch sehr schwer, offen über diese Dinge zu reden, weil die Israelinnen sich ständig bei ihnen entschuldigten. Irgendwann hatten sie das Gefühl, dass die Israelinnen vielleicht nicht ihr wahres Gesicht offenbarten.

Nach ein paar Tagen kam eine palästinensische Flüchtlingsfamilie in unser Hotel. Sie waren 1948 nach Syrien geflüchtet und seit den Entwicklungen in Syrien erneut auf der Flucht. Sie ersuchten Asyl in der Türkei, nachdem sie in Dänemark abgewiesen worden waren. Als sie auf unsere Gruppe trafen, waren sie sehr froh, Palästinenser „aus Palästina“ kennen zu lernen. Als sie jedoch die Israelis bemerkten, wichen sie zurück. In diesem Moment fühlten sich unsere Teilnehmerinnen, als ob sie ihr Volk hintergingen und verrieten. Für drei von ihnen, die selbst Flüchtlinge waren, war es besonders schwer. Sie sagten: „Siehst du, wir sind nirgendwo sicher, egal wo wir hingehen, weil wir nicht in unserem Land leben können.“

Sie redeten über ihre Familien in den Flüchtlingslagern im Libanon, in Syrien und in anderen Ländern, wo die Flüchtlinge ihrer wichtigsten Rechte beraubt werden. Sie stellten die Ziele des Seminars erneut in Frage.

Eine der Palästinenserinnen, die jüngste aus der Gruppe, erzählte aus ihrer Studienzeit von ihren Erfahrungen mit der Besatzung. Die Studentenzeit ist unter normalen Bedingungen eigentlich eine freie und lustige Zeit, was für sie ein Wunschtraum blieb. Während des Gaza-Krieges besetzte die is-

raelische Armee den Uni Campus während der Vorlesungen, begann Studenten festzunehmen und warf Tränengasbomben auf das Universitätsgelände. Sie bezeichnet sich als linke Palästinenserin und arbeitet mit ihrem Vater in einem Waisenhaus in Bethlehem.

Dana und Hajar meinten auch Folgendes: Weil wir Palästinenser nicht gern unsere eigene Gesellschaft kritisieren, ist das Bild, das wir von uns haben, sehr idealistisch. Wir sahen, dass auch seitens der Feministinnen die meisten die Vorstellung haben, dass die Palästinenserin eine sehr starke Frau ist, die nicht – wie andere Frauen in der arabischen Welt oder in jeder beliebigen anderen Gesellschaft – unterdrückt wird. Da wir Frauen in fast jedem Berufsfeld haben, Frauen auch Teil der Intifada und Kämpferinnen waren und ebenso wie die Männer Gefangene in israelischen Gefängnissen waren.

Wir diskutierten in den internen Treffen auch darüber, dass die Palästinenser ihre führenden Politiker und auch ihre Gesellschaft kritisieren müssten. Und da wir über den Konsens in unserer Gesellschaft starke Zweifel haben, dass wir vieles überdenken und verändern müssen, auch unseren Platz in unserer Gesellschaft als Frauen. Wir redeten auch über Zukunftsplanung, über unsere Rolle als junge Frauen und was wir für unsere Gesellschaft tun können, um den Konflikt zu beenden.

Bei der historischen Präsentation der palästinensischen Gruppe überreichten sie jeder Israelin eine weiße Papiertaube mit einem Friedenswunsch wie z.B.: „Es ist Zeit, den Konflikt, die Unterdrückung und Angst nach mehr als 60 Jahren zu beenden.“ Sie verstanden das als Gegenbild zu den aus dem Internet bekannten Fotos von israelischen Raketen auf Gaza, auf die israelische Kinder eine Message geschrieben hatten. Die Vorbereitung und Präsentation des historischen Narrativs waren nicht leicht und mit starken Emotionen verbunden. Alles was sie für die Präsentation erarbeiteten weckte Erinnerungen und Geschichten in ihnen. Und so vermieden sie es an diesem Tag mit den Israelis zu sprechen oder mit ihnen zusammen zu essen.

Der Prozess, den die Palästinenserinnen durchgemacht haben, sieht im Rückblick so aus: sie kamen mit großem Hass und Wut auf die Israelis, wie man das von Feinden erwartet. Während des Seminars trafen sie dann auf ihren Feind, der sich als menschlich, nett und verständnisvoll erwies. Natürlich vergaßen sie in keiner Minute, dass diese Frauen nur eine Minderheit waren. Wir haben viel darüber gesprochen, welche Rolle und welche Verantwortung wir als Individuen für unsere Gesellschaft und unser Volk haben. Ich glaube sie haben erkannt, dass sie einen aktiven Beitrag in ihrer Ge-

sellschaft leisten können, auch wenn es nur kleine Schritte und Aktivitäten sind, um zumindest das Leben besser zu machen, wenn auch nicht den Konflikt zu beenden. Das Meer besteht aus vielen Wassertropfen.

Für die israelischen Teilnehmerinnen war es meines Erachtens wichtig, sich mit dem Thema Normalisierung und Aktivismus in Israel/Palästina zu befassen. Es war eine schwierige Gruppe, weil sie glaubten, politisch schon sehr links zu sein und deshalb wenig an sich selbst arbeiten zu müssen. Aber sie waren auch bereit, mehr als in anderen Seminaren, ganz konkrete Aktionen anzugehen, als sie merkten, dass die linke politische Überzeugung allein nicht ausreicht.

Ich glaube, dass diese Gruppe Wichtiges bewegen wird. Sie haben bereits mit ihrer gemeinsamen Arbeit im palästinensischen Krankenhaus in Ostjerusalem begonnen und sind dabei, gemeinsame Treffen für Frauen zu organisieren, um ihnen zu berichten, welche Erkenntnisse sie im Seminar gewonnen und welchen inneren Prozess sie durchlaufen haben.

Rose Kasabre-Bauer

Aschuuuuuuf! – Lass mal sehen! – Gelungen!

„Aschuf“ ist arabisch und bedeutet: „Lass mal sehen, ist's gelungen?“. Das riefen die palästinensischen Teilnehmerinnen häufig nach jedem Foto. Am Tag der Abreise am Flughafen, als die Israelinnen nach dem Einchecken den Palästinenserinnen hinterher rannten und für ein gemeinsames Abschiedsfoto posierten, riefen plötzlich alle: „one, two, three, Aschuuuuf!“ Die Antwort kann auch symbolisch verstanden werden: es war ein gelungenes Seminar.

Alle 18 Palästinenserinnen, die sich vor dem Krieg angemeldet hatten, sind gekommen! Bei der israelischen Gruppe konnten nur fünf Frauen den neuen Termin wahrnehmen, 12 kamen neu dazu. Alle waren sehr interessiert und engagiert.

Am palästinensischen Kulturabend wurden einfache, aber aussagekräftige Sketche dargeboten. Zuerst ging es um die religiösen Zeremonien in Palästina. Die christlichen Teilnehmerinnen führten ein kurzes Video über die Weihnachtsfeiern in Bethlehem vor. An einer Wand im Seminarraum hing ein selbst gemaltes Poster mit einem geschmückten Tannenbaum, dazu gab es mit Datteln gefüllte Weihnachtspätzchen.

Für die Beschreibung des islamischen Opferfestes hatten die muslimischen Teilnehmerinnen einen Sketch entwickelt: Ein kleines Mädchen teilt seiner

Oma mit, dass es auch einen Weihnachtsbaum haben will, worauf die Großmutter mit viel Geduld und Witz der Enkelin erklärt, dass Muslime andere Feste feiern. Sie spricht über den Fastenmonat und das Opferfest. Dazu erzählt sie, dass traditionsgemäß ein Lamm geschlachtet werde in Erinnerung an die Geschichte von Abraham, der nach Gottes Wunsch seinen Sohn opfern sollte. Die Enkelin will wissen, wieso sie nicht den Opa bei diesem Anlass opfere. Entsetzt fragt die Oma, wie sie denn darauf komme? „Du sagst doch immer: Der Tag, an dem ich deinen Opa geheiratet habe, war der schwärzeste Tag meines Lebens“, zitiert das Enkelkind.

Diese Sketche und weitere Vorführungen, wie eine Modenschau mit traditionellen, kunstvoll bestickten palästinensischen Kleidern, und der nie wegzudenkende „Henna-Abend“ für die palästinensische Braut schufen eine warme Atmosphäre.

Der Kulturabend der Israelinnen fand an einem Freitag statt. So luden sie zu einer gemeinsamen Begrüßung des Schabat ein und erläuterten die Zeremonien und ihre Bedeutung. Sie sangen und boten anschließend selbst gebackenes Brot an. Später verteilten sie noch die typischen Spezialitäten anderer jüdischer Feiertage und erklärten deren Bedeutung.

Die Präsentation des historischen Narrativs der Palästinenserinnen war sehr eindrucksvoll, auch weil auf die üblichen Vergleiche des Naziterrors mit dem Vorgehen der israelischen Armee in Gaza verzichtet wurde. Erstaunlicherweise spielte auch der Gazakrieg in den Präsentationen keine große Rolle. Am Eingang mussten alle Israelinnen einen Kontrollposten passieren, der auf einem Plakat ironisch „Peace-Checkpoint“ genannt wurde.

Am freien Tag machten wir eine gemeinsame Bootsfahrt auf dem Bosphorus. Das Boot war nur für unsere Gruppe gemietet. Die Frauen tanzten fröhlich zusammen auf dem Deck. Die Passagiere vorbeifahrender Boote schauten neugierig und neidisch zu uns herüber. Wenn sie gewusst hätten, dass auf unserem Boot zwei „verfeindete Völker“ freundschaftlich und ausgelassen gemeinsam feierten.

Für die freien Abende hatten die Teilnehmerinnen beider Seiten Filme mitgebracht. Zwei orientalische Israelinnen führten zwei Kurzfilme aus den 50er Jahren vor über die Einwanderung orientalischer Juden nach Israel. Diese werden darin als Barbaren dargestellt, die bisher fern von der Zivilisation lebten und nun mit Hilfe des jungen israelischen Staates an westliche Werte und Kultur herangeführt werden sollen. Dafür sammelte der Staat Spenden in der westlichen Welt.

Die Israelinnen verteilten das Gedicht eines jüdischen Einwanderers aus dem Irak:

Wo ist mein Haus jetzt?

Wer lebt jetzt in meinem Haus? Das Haus, das mein Großvater aufbaute,
Stein für Stein mit seinen Händen.

Das Haus, in dem ich mit meinem Bruder meine Kindheit verbrachte,
wir durch die Räume tollten.

Wer wohnt jetzt in meinem Haus?

Vielleicht wohnt jetzt ein Araber in meinem Haus. Und ich?

Ich wohne im Haus eines Arabers,

der aus seinem Haus vertrieben wurde, damit ich hier wohnen kann.

Die Palästinenserinnen zeigten einen Dokumentarfilm über Gefangene in israelischen Gefängnissen. Das Leben eines Entlassenen und sein psychisches Leiden nach der Entlassung stehen im Mittelpunkt, danach wird ausführlich von den familiären und gesellschaftlichen Schwierigkeiten einer weiblichen Gefangenen nach der Entlassung berichtet.

Am Ende des Seminars einigten sich die Teilnehmerinnen in den zwei gemischten Gruppen auf konkrete Pläne zur Zusammenarbeit nach ihrer Rückkehr.

Die erste Gruppe verabredete ein monatliches Treffen im Raum Jericho, zu dem weibliche Familienangehörige und Freundinnen mitgebracht werden sollen, um so den Kontaktkreis zwischen beiden Völkern zu vergrößern und stetig auszubauen .

Die andere Gruppe plante Besuche von kriegsverletzten Kindern aus Gaza und anderen konfliktbedingt verletzten Kindern aus der Westbank in einem arabischen Krankenhaus in Ostjerusalem, um Solidarität und Mitgefühl auszudrücken.

Die Palästinenserinnen und Israelinnen wollen in Abu Dis und Al Aizareyh, wo die Jahalin Beduinen unter der Umweltverschmutzung durch die Siedler von Ma'ale Adumin leiden, den Müll entfernen. Die Israelinnen wollen dann die Öffentlichkeit in Israel über diese Aktion und das menschenverachtende Verhalten der Siedler informieren.

Beide Gruppen betonten mehrfach, dass sie nichts Utopisches planen, sondern kleine Schritte, denen weitere, größere folgen würden.

Ashuuuuuuf! Wie Ihr seht, rundum gelungen!

Kommentare von Teilnehmerinnen, nach dem Seminar

Lea (Isr.)

Die 10 Tage, die wir in Istanbul verbracht haben, waren intensiv, voller Überraschungen und sehr oft traurig, aber vor allem extrem wichtig. Ich habe viel nachgedacht über mein Innerstes, meine Gesellschaft und ihre destruktiven Kräfte auf andere. Dadurch konnte ich klarer denn je sehen, dass auch mein Leben nicht gerade normal ist. Ich kann vor der Besatzung und den Umständen flüchten. Die 18 starken, schönen und eindrucksvollen Frauen von der anderen Seite, die ich während des Seminars treffen und kennenlernen durfte, können das leider nicht. Eins steht für mich fest: Ich will Wege finden, gegen die Besatzung aktiv vorzugehen und die Hoffnung nicht verlieren.

Nufar (Isr.)

Dies war eine Erfahrung, die ich niemals vergessen werde. Ich habe die Personen hinter den Geschichten kennengelernt. Meine Ansichten haben sich nicht wirklich verändert, aber mein Blickwinkel hat sich erweitert. Palästinenserinnen zu treffen, die während dieser 10 Tage zu Freundinnen

wurden, hat mich inspiriert zu handeln und mit Israelis, die meine Meinung teilen, gemeinsam den Konflikt anzugehen. Ich glaube, viel mehr Menschen sollten die Gelegenheit bekommen, miteinander zu reden und sich dabei in die Augen schauen.

Fida (Pal.)

Ich habe mich all die Jahre aus allem rausgehalten, was den komplizierten Konflikt betrifft. Außerdem war ich der Meinung: Wie kann ich mit einer israelischen Frau zusammensitzen und diskutieren, wenn sie vielleicht Leid über palästinensische Familien gebracht hat? Dann bin ich doch eine Verräterin für mein Volk! Letztlich habe ich dann doch mitgemacht. Das Seminar war eine unbezahlbare Erfahrung. Es hat mich als Person und mein Denken über diesen Konflikt stark beeinflusst. Die Diskussionen während des Seminars waren sehr anstrengend. Ich musste mit Frauen argumentieren, die absolut daran glauben, dass Israel ihr Land ist, während ich fest an Palästina glaube, dass Israel uns dieses Land gestohlen und unser Volk vertrieben hat. Gleichzeitig war es auch befriedigend für mich, dass ich meine Gefühle, wie meine Wut über die Zionisten und meine Angst, auch in der Zukunft mit dieser Unterdrückung leben zu müssen, ausdrücken konnte. Meine Stimme wurde zumindest gehört!

Kafa (Pal.)

Dieses Seminar war eine unglaublich großartige Erfahrung. Wir haben viel diskutiert und nichts ausgelassen, was die Realität unseres Lebens als Palästinenser ausmacht: Gefangene im eigenen Land, Verschleppungen, Flüchtlinge, die Mauer, die Checkpoints etc. Einige Mädchen aus der palästinensischen Gruppe berichteten über ihre Situation als Flüchtlingsfamilien oder haben von Angehörigen erzählt, die im Gefängnis sitzen. Wenn die israelischen Teilnehmer unsere Geschichten hörten, waren sie betroffen. Ich persönlich habe Dinge von den Israelis erfahren, die ich zuvor nicht wusste: Wie sie über ihre politischen Parteien, links wie rechts, denken, wie sie wählen und über ihre Feiertage. Ich habe festgestellt, dass einige von ihnen keinen Krieg wollen, aber nichts dagegen tun können. Andere haben ihre feste Meinung, von der sie sich auch durch unsere tragischen Geschichten nicht abbringen lassen wollen.

A.A. Palästinensischer Koordinator

Folgetreffen und Aktionen nach den Seminaren – Follow-Up

Es gibt inzwischen aus den Vorjahren so viele Gruppen-Aktivitäten und Freundschaften, dass wir sie kaum noch überblicken.

Der palästinensische Koordinator A.A. schreibt: *„Dieses Jahr hatten wir gute Gruppen, die gerne zusammen arbeiteten, doch nach ihrer Rückkehr Schwierigkeiten hatten mit Zeit und Geld, aber auch durch den Druck des Normalisierungsvorwurfs.“*

Trotz allem habe ich mit meinem Kollegen Shulti aus Israel einige gemeinsame Treffen und Aktionen der Gruppen vereinbart. Die Vorbereitung des dreitägigen Treffens in Beit Jala wurde zwei TeilnehmerInnen am Ausbildungsseminar für Facilitator anvertraut. Sie korrespondierten über Skype. Höhepunkt war ein gemeinsamer Ausflug nach Hebron, wo ein Teilnehmer die anderen auch zu den brisanten Plätzen führte wie zur Ibrahim Moschee, wo die Palästinenser keinen Zugang zu Teilen der heiligen Stätte haben, und zur Al Shuada Straße, die die Palästinenser nicht betreten dürfen, weil die Siedler und Israelis diese als ihr Gebiet besetzt halten.“

Die beiden Organisatorinnen schreiben: *„Es war ein starker Eindruck, dieses Problem als Gruppe zu erleben und von einem von uns geführt zu werden. Die Israelis konnten hautnah die Auswirkungen der Besatzung erleben. Wir wollen auch noch Dörfer besuchen, die besonders unter der Mauer leiden, und mit den Einwohnern über Aktionen des israelischen Militärs sprechen. Dann wollen wir dort an gewaltfreien Demonstrationen teilnehmen, aber auch an anderen Orten, wo die Rechte der Palästinenser verletzt werden. Viele Dörfer haben nur hebräische Namen, die arabischen Ortsschilder wurden von Siedlern oder der israelischen Armee entfernt. Wir wollen Schilder malen mit den ursprünglichen arabischen Namen und sie an den Ortseingängen aufstellen. Andere Teilnehmer wollen einen Kurzfilm drehen und dazu viele Interviews aufnehmen.“*

In facebook diskutierten einige TeilnehmerInnen auch über die bevorstehenden Wahlen in Israel, und ob ein Wahlboykott der palästinensischen Minderheit in Israel sinnvoll ist.“

Das offizielle Palästinensische Fernsehen hat unseren Koordinator A. und einen palästinensischen Teilnehmer eingeladen, über das Projekt zu sprechen.

N.N.: Geteilte Angst ist halbe Angst?

22.00 Uhr

Jerusalem City Center. Einige Jahre nach unserem Kennenlernen. Tausende Meilen entfernt. Wir wurden geboren irgendwo hier, nah beieinander, im Umkreis von 50 Meilen.

Aber aufgewachsen sind wir weit voneinander entfernt.

Die Distanz zwischen uns, zwischen unseren Realitäten wurde immer größer und größer. Wir trafen uns im Seminar, Imad und ich.

Seitdem machen wir sie kleiner.

Wir treffen uns an der Hillel street.

Eine feste Umarmung. Zwei Lachen.

„Ich habe dich vermisst, Imad. Ya Habbibi“.

Das letzte Mal trafen wir uns im Café. Er erzählte, dass er Hebräisch lernt. Das erste Mal in seinem Leben, in der Absicht mit den Kollegen zu reden an seiner neuen Arbeitsstelle, als Praktikant in Jerusalem.

Wir sitzen im Café, trinken, reden. Wie es läuft.

Reden über alte Erinnerungen. Teilen neue Erfahrungen.

Denken nach über die Vergangenheit. Betrachten die Zukunft.

Wir tun es zusammen. Wir reden.

Wir kennen einander, das fühle ich.

Wir können die gleiche Sprache sprechen, das merke ich.

„Ich habe dich vermisst.“

Es ist ein Gefühl, das ich nicht in Worte fassen muss.

Er versteht.

Es ist spät. Wir müssen beide aufbrechen.

Wir leben jetzt in derselben Stadt.

Immer noch in zwei verschiedenen Welten.

Ich fühle mich gut, als ich nach Hause gehe. Ich weiß, da ist kein Checkpoint mehr zwischen uns. Wir können zusammen etwas trinken und dann einfach nach Hause gehen. Was für ein Privileg. Der Zynismus bleibt.

Vor einigen Jahren in Walberberg

Ich saß neben ihm im Bus, drei Stunden auf der Fahrt nach Brüssel.

Ich bat ihn zu schreiben, er tat es.

Seit wir zurück sind, trafen wir uns einige Male.

Imad lebt jetzt in Jerusalem. Ich erinnere mich daran, wie er in diese Stadt

kam, das erste Mal, seit er ein kleines Kind war.
Wir nahmen zusammen den Bus von Ost- nach Westjerusalem. Fast wie bei unserer ersten Begegnung in Walberberg.
Aber diese Busfahrt war anders. Ich konnte seine Angst spüren, in seinen Augen, seinen Händen, seiner Stimme.
Busfahrten in dieser Gegend sind aufgeladen mit Angst.

Ein Jahr später war ich es, die den Bus nahm. Meine erste Fahrt mit der Linie 18 nach Ramallah, City Center.
Kein Wort darüber zu meiner Mutter. Kein hebräischer Schriftzug auf meinem T-Shirt. Englisch sprechen. Freundlichen Leuten erzählen, dass ich in New York geboren wurde.
Als ich aus dem Bus stieg, war er da und holte mich ab.
Imad und ich, hier ist es uns nur erlaubt, in unterschiedliche Richtungen zu gehen und zu fahren.
Nur anderswo können wir den Bus unbeschwert teilen.

Nach all diesen Jahren ist die Angst immer noch bei uns.
Auch nach den Fahrten, die wir unternahmen. Getrennt und gemeinsam.
Der einzige Unterschied ist, dass wir sie jetzt teilen können.
Und wenn wir die Angst teilen, wird sie kleiner und kleiner.
Es fühlt sich etwas einfacher an, gelöster.
Es macht so viel Sinn für mich.

Ich verstehe den Sinn des Teilens. Kaffee, eine Busfahrt, einen Barhocker, Fünf Minuten zur nächsten Haltestelle, Angst.
Durch das Mit-Teilen spalten wir die Angst in kleine Stücke.
Die Angst wird leichter und dadurch wird sie nachgiebiger.
Sie sitzt nicht länger da und steckt in meinem Kopf fest.
Sie verschwindet nicht, aber jetzt kann sie sich bewegen und spielen.
Angst, die sich bewegt, ist besser als Angst, die in meinem Hinterkopf festsitzt.
Sich bewegende Angst meint, dass sie eines Tages schnell genug, entschlossen genug, klug genug sein wird, um zu gehen.



**"Happy are those who act justly;
who do right at all times"**

(Psalm 106:3)

"אשרי שומרי משפט עושה צדקה בכל-עת"

(תהילים קס"ו:ג)

Wohl denen, die das Gebot halten und tun immerdar recht! (Psalm 106:3)

Debi Shoua-Haim

Ein Dialog von israelischen und palästinensischen Frauen

Ich arbeite im Fachbereich für Bildung der „Rabbis for Human Rights“.

Ich hatte das Glück, an einem zehntägigen Dialog-Treffen von israelischen und palästinensischen Frauen teilzunehmen, das von der Initiative „Breaking Barriers“ und von dem deutschen „Komitee für Grundrechte und Demokratie“ als Teil seines Projektes „Ferien vom Krieg“ organisiert wird.

Mein Ziel war, die persönlichen Geschichten der Frauen beider Seiten kennenzulernen und zu erfahren, wie diese Geschichten auf ihre nationale, religiöse und weibliche Identität einwirken. Obwohl ich mir durchaus sehr bewusst war, dass Palästinensern die Verletzung der Menschenrechte täglich widerfährt, war es überwältigend, dies aus erster Hand von Frauen, die die Besatzung täglich zu spüren bekommen, zu hören.

Am dritten Tag erzählten wir unsere Familiengeschichten und zeichneten Landkarten von Israel/Palästina und der Welt, um zu zeigen, wo unsere Familien herkommen. Da stellte eine palästinensische Teilnehmerin die kritische Frage: „Was macht ihr hier? Geht zurück woher ihr gekommen

seid!” Erst da verstand ich, dass viele Palästinenserinnen nicht wussten, dass das jüdische Volk schon sehr lange und stark mit dem Land Israel verbunden ist, von Abrahams Tagen bis heute. Ich hielt auch einen Vortrag über die „Rabbis for Human Rights“ für alle Seminarteilnehmerinnen. Viele der palästinensischen Frauen überraschte die Existenz und die Arbeit einer solchen Organisation, die nicht nur die Verbundenheit der Juden zu diesem Land zum Ausdruck bringt, sondern auch das Volk, das hier seit Jahrhunderten lebt, nicht außer Acht lässt und die Menschenrechte für alle Menschen in diesem Land für wichtig erachtet. Durch die Gefühlstiefe dieses Seminars war ich in der Lage den verschiedenen Aspekten meiner Identität auf den Grund zu gehen und mir die schwere Frage zu stellen, was es bedeutet, eine jüdische Frau in Israel zu sein.

Am Ende des Seminars erhielt ich ein positives Feedback sowohl von den palästinensischen als auch den israelischen Teilnehmerinnen: „Wir sind stolz auf das, was du leistest. Du hast uns eine andere Art des Judentums gezeigt.“

Das Wichtigste war, inspirierende und starke Frauen von beiden Seiten kennenzulernen und zu wissen, dass sie meine Partnerinnen sind in dem Bestreben, die Trennungswand zwischen unseren beiden Nationen, die in einem Land leben, niederzureißen, so wie Hanin, sie ist von Natur aus eine Anführerin (leader by nature).

Helga Dieter

„Wir brauchen keine Anführer, weder geborene noch erzogene“

Helga Dieter schrieb im Internet-Blog an Debi, dass sie die wichtige Arbeit der „Rabbis für Menschenrechte“ schon lange schätze und besonders erfreut sei, dass endlich in Israel über die Dialogseminare bei den „Ferien vom Krieg“ berichtet würde. Sie sei aber irritiert, dass Debi als Pädagogin von einer „geborenen“ und „natürlichen Anführerin“ schreibe. Die überall entwickelten und öffentlich geförderten Programme "Education for Leadership" hielt sie für problematisch. „*Wir brauchen keine Führer – weder geborene noch erzogene in unserer realen Utopie einer friedlichen Welt!*“ Sie hoffe, darüber eine Diskussion anzustoßen.

Debi antwortete mit persönlicher e-mail: H. ist eine bedeutende Frau. Ihre erstaunliche Hingabe für ihr Volk und ihre Vorstellung, dass alle Menschen ein Abbild Gottes sind und deshalb mit Respekt behandelt wer-

den sollten und auch alle Rechte innehaben sollten, inspirieren mich in meinem Leben. Sie ist ein Vorbild für mich.

Ich denke, der Schlüssel zu Veränderungen liegt darin, Menschen den Schmerz der „anderen“ nachempfinden zu lassen unter Ausschluss von Schuldgefühlen. Schuld wird immer Bestandteil des Dialogs sein, solange es Unterdrückung gibt, aber ich würde gerne denken, dass wir darüber hinaus wachsen können, um Verantwortung zu übernehmen.

Nochmals vielen Dank. Alles Gute,

Debi

Debi geht auf Helgas Anregung einer Diskussion über „natürliche Anführer“ nicht ein. Vielleicht versteht sie gar nicht, was gemeint ist, denn Wettbewerb und Auslese sind vom Kosovo bis Israel selbstverständliche Normen, auch bei fortschrittlichen Organisationen, und werden durch öffentliche Förderprogramme festgeschrieben. Auch für die meisten Mitglieder unserer Partnerorganisationen ist diese hierarchische Denkweise üblich.

„Leadership“ – auch wider Willen

Einerseits will ich nicht verhehlen, dass ich ganz klammheimlich manchmal ein bisschen stolz bin, wenn ehemalige Teilnehmerinnen unserer Seminare als „Anführer“ in sozialen Bewegungen öffentlich bekannt werden. Andererseits schüttele ich mich, dass der Gipfel des Erfolgs der Auftritt vor den Institutionen ist, die die Kriege mit zu verantworten haben.

In der letzten Broschüre habe ich Stav Shaffir vorgestellt, die nach dem Seminar in Walberberg zur Initiatorin der Zeltstadt in Tel Aviv wurde, aus der eine Protestbewegung entstand. Seit der Wahl im Januar 2013 ist Stav Abgeordnete für die Arbeitspartei in der Knesset.

Ein Jahr später nahm Noa Shapira an den „Ferien vom Krieg“ teil. Sie war stolze Soldatin und kam zu den Vorbereitungstreffen in Uniform. Sie erlebte einen völligen Wandlungsprozess und hielt die Kontakte zu einigen Palästinensern aufrecht. Am 21.02.2013 sprach sie im Europäischen Parlament:

„Nur Stunden nach Beginn des Angriffs auf Gaza war ich auf dem Weg, dagegen zu demonstrieren. Wir waren nur einige Dutzend Leute, die im Zentrum von Tel Aviv gegen die Gewalt sangen und protestierten. Während wir „Stoppt den Krieg“ riefen - nannten die Umstehenden uns „Verräter“, hätten uns am liebsten für unseren ‚sogenannten‘ fehlenden Patriotismus abgeschoben.“

Zuhause zurück, blieb mir der Ruf 'Verräter' weiter im Kopf. Ich rief Majed an, einen Palästinenser, der in Gaza lebt. Ich wollte mich vergewissern, dass er in Sicherheit ist. Während er über den Lärm der Explosionen um ihn herum sprach, packte mein Mitbewohner Roi seine Tasche. Er war Offizier der israelischen Kampfgruppe und deshalb einer der Ersten, die zum Reservedienst gerufen wurden. Er wurde früh am nächsten Morgen



eingezogen und ich war äußerst besorgt. Es war mein palästinensischer Freund Yussuf, aus Tul Karem in der West Bank, der mich zu sich nach Hause einlud, als er von den Raketen über Tel Aviv hörte,

bei ihm sei es sicherer.

Welche Ironie?! Ein Palästinenser bietet mir Schutz in der West Bank an. Es kümmerte ihn nicht, dass ich Israelin bin, er wollte einfach, dass ich in Sicherheit bin.

Diese Geschichte ist aus mehreren Gründen ungewöhnlich. Zunächst einmal haben die meisten Israelis keine palästinensischen Freunde. Beide Gesellschaften sind komplett separiert. Politisch zu agieren, brachte mich an einen aufreibenden Ort: während Raketen über Tel Aviv explodieren, sorge ich mich um Freunde auf beiden Seiten.

Es war der internationale Druck, der die israelische Armee davon abhielt, in Gaza einzumarschieren. Und nur wenn der internationale Druck die Aktivitäten an der Basis unterstützt, kann die Besatzung beendet werden.“ Noa sprach im Rahmen des Programms „New story leadership“.

Ende Februar erreichte mich noch ein Bericht über ein anderes Nachfolgeprojekt: Eine Gruppe von Breaking Barriers hatte sich vorgenommen, auf beiden Seiten der Mauer in Schulen über die Dialogprozesse bei den „Ferien vom Krieg“ zu berichten – und zwar in gemischten Teams. Ich hielt das für unrealistisch und kürzte das beantragte Budget auf ein Minimum. Soeben sah ich das Foto, wie unser palästinensischer Koordinator vor einer Klasse in Israel steht und eine Power-Point-Präsentation über die „Ferien vom Krieg“ vorführt. Das ist ein sensationeller Erfolg, der allerdings noch steigerungsfähig wäre, wenn Israelis vor palästinensischen Klassen über die Seminare informieren könnten.

In den Oberstufen von sechs High Schools wurde in fünf Sitzungen von je 90 Minuten über die Annäherungs- und Abgrenzungsprozesse informiert. Unsere Partner hoben besonders hervor, dass unter den Schulen auch die „Hebrew University School Haleyada“ in Jerusalem gewesen sei, das sei *die* Eliteschule in Israel.

Das passt zwar nicht so richtig in unser Graswurzelkonzept, wir werden aber darauf achten, dass wir nicht zum Alibi der etablierten Institutionen werden.

Rose Kasabre-Bauer

Redaktionelle Bearbeitung: Willfriede Dieter

Es muss einen anderen Weg geben



Von Hamburg bis zum Bodensee führte eine 14-tägige Vortragsreise eines Palästinensers und einer Israelin, beide ehemalige TeilnehmerInnen der „Ferien vom Krieg“, organisiert und begleitet von Rose, Mitglied unseres ehrenamtlichen Teams aus Deutschland. Sie ist gebürtige Palästinenserin und aktiv in der Gruppe „FrauenWegeNahost“. Die Frauen suchen nach Wegen zu einer gerechten Lösung des Nahostkonflikts. Sie unterstützen die Weiterbildung von zwei jungen Palästinenserinnen in Gaza zu Sprachtherapeutinnen und bieten nach dem Gazakrieg traumatisierten Frauen und Kindern eine dringend benötigte psychotherapeutische Erstunterstützung an.

Rose hatte bei den anderen Frauen Interesse an den „Ferien vom Krieg“ geweckt und mit ihnen die Idee der Vortragsreise entwickelt. Viele Anfragen mussten abgesagt werden – und die Referenten fanden bei etwa 500 Schülern und Jugendlichen und bei über 500 Zuhörern in Friedensgruppen ein neugieriges Publikum. Es gab ausführliche Berichte in den lokalen Medien. Herzlichen Dank an alle, die zum Gelingen beigetragen haben.

Eliana kommt aus einer Familie jüdischer Emigranten aus Leipzig. Sie lebt in Tel Aviv und ist als Sozialpädagogin und Mediatorin tätig. Seit 2004 arbeitet sie als Moderatorin bei den Begegnungsseminaren mit. Sie ist unseren Spendern bekannt durch ihre Berichte, zuletzt den von 2010, in dem sie schrieb: „Wir brauchen die Hilfe anderer Länder und der Menschen von außen. Was in Israel geschieht, macht wirklich Angst!“

Mohammad, ein junger palästinensischer Arzt aus Tulkarem/Palästina, in der Ausbildung zum Radiologen, nahm 2010 am Seminar in Walberberg teil. Auf unserer DVD kommt er – in dem von der Deutschen Welle gedrehten Dokumentarfilm – ausführlich zu Wort. Er sagt: „Das Seminar war der totale Wendepunkt in meinem Leben.“

Aus den Berichten über die Veranstaltungen ist zu erkennen, dass die beiden Referenten, jeweils dem Publikum entsprechend, unterschiedliche Schwerpunkte setzten. So sprach Eliana z.B. im politischen Klima des

Club Voltaire in Frankfurt auch über die oppositionellen Bewegungen in Israel und über die neuen repressiven Gesetze, während beide Referenten vor Schülern politische Sachverhalte, über ihre persönliche Lebensgeschichte vermittelt, darstellten.

Mohammad betonte, dass sein ganzes Leben von der israelischen Besatzung geprägt sei: „Ich esse, trinke, atme Besatzung“. Dazu gehöre die drastische Beschränkung der Bewegungsfreiheit, das Einsperren hinter Mauern. Als Beispiel nannte er die Stadt Qalqilya, in der er als Arzt gearbeitet hat: Sie sei „wie ein Gefangenenlager“ von allen Seiten von der israelischen Trennmauer umgeben, für 64.000 Bewohner gebe es nur ein Tor. „Wir leben in Ghettos“ und sind „eine traumatisierte Gesellschaft“. Auch er selbst sei betroffen: Im Alter von 17 Jahren sei sein bester Freund von israelischen Soldaten getötet worden. Sein Zimmer erinnere ihn ständig an die Angriffe der Israelis, die Wände seien durchlöchert von Kugeln.

2010 kam Mohammad zum Seminar „Ferien vom Krieg“ nach Deutschland. Er schilderte ausführlich und sichtlich bewegt, wie schwer der Weg dorthin gewesen sei. „Ich war damals total radikal, voller Hass gegen alles Israelische. Eine Teilnahme an diesem Seminar erschien mir wie Verrat an meinem getöteten Freund und meinem Volk“, sagte er offen. Andererseits wäre das Seminar vielleicht eine Gelegenheit, über sein und seines Volkes Schicksal zu sprechen, das ganze Elend, seine ganze Wut hinauszuschreien und sich so zu rächen. Ehrlich fügte er hinzu, dass ihm auch der Gedanke gekommen sei, die „Ferien vom Krieg“ ganz einfach für Urlaub in Europa zu nutzen und seinem Gefängnis für einige Zeit zu entfliehen. In dieser Zerrissenheit habe ein Auswahlgespräch mit dem palästinensischen Koor-

dinator den Ausschlag gegeben, dass er den Israelis auf Augenhöhe begegnen werde, als Person Mohammad, nicht als der Besetzte und Unterdrückte. Mohammad begriff nun das Seminar als Chance.

Eliana lebt in Tel Aviv, einer lebendigen, dynamischen Stadt. Sie wusste bis zu ihrem 13. Lebensjahr nicht, dass es eine Besatzung gibt. „Der Wendepunkt kam bei einer Demonstration gegen den Libanonkrieg. Ich begriff erstmals, dass mein Land andere unterdrückt und besetzt.“ Sie schloss sich kritischen Jugendorganisationen an und traf sich auch mit Palästinensern. Ihre FreundInnen waren entsetzt: „Die Palästinenser sind Terroristen, sie sind Tiere“, war ein verbreiteter Kommentar. Sie verstehe nichts und würde erst begreifen, wenn sie einen lieben Menschen durch diesen Konflikt verlieren würde. Dies widerfuhr ihr bald darauf, und sie „begriff“ nun – wenn auch anders als die Freundinnen ihr geraten hatten. Sie verliebte sich in einen Offizier, der kurz darauf bei einem Einsatz im Libanon ums Leben kam. Ihr sei klar geworden, dass ihre Regierung Schuld an jedem Toten in diesem Konflikt habe.

Sie schloss sich einer Friedensorganisation an, erkannte aber, dass eine Begegnung beider Seiten Auge in Auge und der Austausch persönlicher Erfahrungen das einzig Wirksame sei: „Wenn man Menschen ändert, verändert sich auch die Realität!“ so ihre Überzeugung. Sie studierte Konfliktbearbeitung und kam 2002 erstmals zu den „Ferien vom Krieg“, seit 2004 arbeitet sie als Moderatorin mit.

In Tel Aviv könne man im Alltag den Palästina-Israel-Konflikt völlig ignorieren. Allerdings sei das anders in Städten an der Grenze zur Westbank oder Gaza, wo Raketen fallen können, und beim verpflichtenden Militärdienst, bei dem man in den besetzten Gebieten stationiert werden kann. Eliana beklagte, dass es so gut wie keine Berührung zwischen den beiden Völkern gebe: Israelis dürften die Palästinensergebiete nicht betreten und umgekehrt die Palästinenser nicht nach Israel kommen. Im Unterschied zu Mohammad könne sie sich aber frei bewegen. Sie meint: „Die Israelis leiden unter einer anderen Art von Unfreiheit: Viele sind überzeugt, dass fast die ganze Welt, insbesondere die Palästinenser, sie umbringen und ihren Staat vernichten wollen. Das hat nichts mit der Realität zu tun, Israel ist die stärkste Macht in der Region und wird von den USA und der UNO unterstützt, aber diese Angst ist ‚Fakt‘, ist eine ‚authentische Angst‘“. Das Trauma der Holocaust-Erfahrung werde von der israelischen Regierung verstärkt. Verbreitete Meinung sei, dass „wir uns mit der Besatzung vor

dieser Bedrohung schützen müssen“. So protestiere auch kaum jemand dagegen, dass trotz großer sozialer Probleme in Israel das meiste Geld in die Armee und die Siedlungen fließe. Diese „kollektive Paranoia“ versetze das ganze Land in einen permanenten Alarmzustand.

Als Moderatorin erlebe sie bei den israelischen TeilnehmerInnen immer wieder, dass es ein Schock sei zu erfahren, was in den besetzten Gebieten geschieht. „Zuerst reagieren sie mit Abwehr, doch allmählich begreifen sie, dass sie als Teil der israelischen Gesellschaft für diese Situation mitverantwortlich sind. Das ist ein harter und schmerzvoller Prozess für sie.“ Viele Israelis wollten nach ihrer Rückkehr nicht mehr einfach so weiterleben wie vorher. Sie planten zusammen mit den Palästinensern Aktionen, würden in Friedensgruppen aktiv, gingen in Schulen um aufzuklären, schafften Bewusstsein durch Öffentlichkeitsarbeit und versuchten so die Realität zu verändern.

Im zweiten Teil beschrieb Mohammad, welche inneren Veränderungen er durch das Seminar 2010 erlebte. Das habe schon am Flughafen in Frankfurt begonnen. „Ich habe mich voller Wut und Hass auf den Weg nach Deutschland gemacht. Wir warteten auf die Israelis. Ich begrüßte sie mit einem verlegenen Lächeln. Eine kleine Israelin und andere lächelten zurück. Plötzlich fielen alle Rachegeanken von mir ab“, so Mohammad. Die Aufgabe im Seminar, die eigene Geschichte darzustellen und das Zuhören bei den Geschichten „der Anderen“ fielen ihm zunächst sehr schwer. Aber allmählich habe er akzeptieren können, dass auch die Israelis Leid und Schmerz erfahren hatten. „Wir entwickelten eine Beziehung von gegenseitigem Respekt und wurden Freunde. Wir begriffen, dass wir alle menschliche Wesen sind, trotz aller Unterschiede in unserem Leben.“ Am letzten Tag flossen beim Abschied Tränen.

Mohammad kehrte in die „hässliche Realität“ des Lebens unter Besatzung zurück, aber er habe „ein neues Denken angenommen“. Er habe sich dem gewaltlosen Widerstand verschrieben und die Hoffnung gewonnen, dass seine Kinder eine bessere Zukunft haben würden. Er versuche jetzt seinerseits, andere Palästinenser zur Teilnahme an diesen Seminaren zu bewegen.

Das Publikum folgte den Berichten sichtlich beeindruckt und bewegt. Zweifelnde Stimmen stellten den Sinn und Erfolg der Begegnungen in Frage – ob die Veranstalter etwa meinten, dass das den Frieden bringe? Diese Kritiker wies Eliana energisch zurecht: Sie spreche mit den israelischen Teilnehmern nicht über Frieden, sondern über die Realität, über die

ungleiche Machtverteilung, nur die Erkenntnis der Realität könne die Menschen ändern.

Die Kritiker sollten die deutsche Regierung beeinflussen, keine Waffen nach Israel zu schicken!

Mehrere ZuhörerInnen wollten genauer wissen, wie diese Seminare weiter gewirkt hätten. Mohammad und Eliana schilderten, dass viele junge Israelis inzwischen gemeinsam mit den Palästinensern an Brennpunkten wie den Dörfern Bi'lin und Ni'lin an Demos und Kundgebungen gegen den Mauerbau und den Landraub teilnehmen.

Wenn deutsche Jugendliche wegen der Geschichte dieses Landes vor einer Kritik an der israelischen Politik warnen, wird die sanfte Eliana ärgerlich. Sie stellt die derzeitige politische und gesellschaftliche Lage in Israel erschreckend dar: Sie könne nicht stolz auf ihr Land sein. Dafür sei der Kurs der israelischen Regierung zu sehr darauf fixiert, den Konflikt am Leben zu erhalten. Dies zu erkennen sei ein schmerzhafter Prozess gewesen. „Wir sind ein sehr rassistisches Land, die Gesellschaft driftet immer mehr nach rechts ab. Die Macht, andere zu kontrollieren, beispielsweise an den Kontrollposten, korrumpiert die Menschen. Hinzu kommt der Konflikt mit dem Iran. Es ist sehr gefährlich für Israel momentan, innen- wie außenpolitisch, Mir liegt viel an meinem Land und ich möchte es beschützen“, bemerkte sie.

Mohammad sagte, er hätte sich nie in seinem Leben vorstellen können, einmal mit einer Israelin überhaupt zu sprechen. Heute sei sein bester Freund ein Israeli. „Das ist ein Zeichen, das ist symbolisch dafür, dass es einen anderen Weg gibt in diesem Konflikt“, sagte er sichtlich bewegt. Immer wieder war er selbst sehr ergriffen und ließ das Publikum daran teilhaben, wie sehr ihn alles, was er bisher erlebt hat, emotional erschüttert.

Die beiden haben es über alle politischen, ideologischen und gesellschaftlichen Grenzen hinweg geschafft, ein Zeichen zu setzen für eine andere Sichtweise auf die Dinge, ein Zeichen für den Frieden zwischen Israel und Palästina.

Shlomo

Ein Pilot will nur noch auf Seifenblasen zielen

Anfang September, also bald nach dem Seminar schrieb ein Teilnehmer (Pilot in der israelischen Armee) an Helga Dieter, dass ihn ihr Vortrag über die Arbeit des Komitees, in dem die „Clowns-Army“ bei den Protesten in Heiligendamm zu sehen war, inspiriert habe, eine ähnliche „Truppe“ zu gründen.

„Bei unserem ersten Einsatz Anfang Dezember wollen israelische und palästinensische Clowns in einem syrischen Flüchtlingscamp in Jordanien gemeinsam auftreten. Für diese Flüchtlinge möchten wir einen Beitrag leisten, damit sie die Freude am Leben nicht verlieren. Wir sind sehr dankbar für Eure Unterstützung.“

Im November klingt sein Brief weniger optimistisch: *„Es gab Raketeneinschläge im südlichen Teil Israels, aber auch bis Tel Aviv und Jerusalem. Die Lage im Flüchtlingscamp ist nicht gut, und wir sind im Moment nicht willkommen. Der Winterregen hat viele Zelte zerstört, und die politische Situation im Königreich Jordanien ist nicht stabil. Einige von uns Israelis sind in den Krieg einberufen worden, und den Palästinensern hat man die Einreise nach Israel verweigert. Wir übrigen sind aber während des Krie-*

ges in sechs Luftschutzbunkern in Südisrael aufgetreten, wo die Kinder den ganzen Tag eingesperrt waren (siehe Titelfoto) sowie bei der gemeinsamen Fahrt unserer „Ferien vom Krieg“ Gruppe nach Hebron.

Dort haben wir auf der für beide Seiten religiös und historisch außerordentlich bedeutenden Shuada Straße mit den Kindern jongliert und sie Einrad fahren lassen. Das Foto zeigt das Absperrgitter zwischen dem israelischen und palästinensischen Teil der Straße und unsere ungewöhnliche Grenzüberschreitung, die alsbald von Soldaten beendet wurde. (www.ferien-vom-Krieg.de).





Deutsch-Palästinensischer Frauenverein Palestine Women's Union in Khan Yunis

Ferienspiele für Kinder im Gazastreifen

Die Kinder aus Khan Yunis/Gaza haben auch in diesem Jahr wieder anregende Ferienspiele erlebt

mit Malen, Basteln, Sport, Rollenspielen, lehrreichen Quizwettbewerben, Ausflügen in den Zoo, an einen Fischteich und als Höhepunkt einem Tagesausflug ans Meer. Zum Abschluss gab es wieder ein Fest, bei dem die Kunstwerke ausgestellt wurden und traditionelle Hochzeitstänze vorgeführt wurden. Die Organisatorinnen bedankten sich sehr herzlich für unsere großzügige Spende, die in diesem Jahr nicht ganz aufgebraucht wurde, weil sie erst spät ankam.



Gleichzeitig fragten sie an, ob der Rest des Geldes ausnahmsweise für dringend notwendige Baumaßnahmen verwendet werden dürfe. Wir haben



zugestimmt, weil eine sinnvolle pädagogische Arbeit natürlich auch geeignete Rahmenbedingungen braucht. In den Gazakriegen wurden ein Großteil der Infrastruktur und zahllose Wohnbauten zerbombt. Es scheint, dass jetzt endlich Baumaterial in geringen Mengen eingeführt werden darf. Und so wünschen wir den Kindern, dass sie mit

dem erweiterten Bau einen Ort der Ruhe und einen schönen Erlebnisraum erhalten.

(Redaktionelle Bearbeitung: Willfriede Dieter)

Majed Tubeileh
Future Generation Hands Association
Summer Camp 2012
Die Ferienspiele in Nablus



Die wirtschaftliche Situation und die Lebensumstände in Palästina sind in den letzten Jahren und besonders seit der 2. Intifada immer schlechter geworden. Einige Gebiete sind besonders stark betroffen, wie die Stadt Nablus. Die Menschen dort leiden unter den Folgen der gewalttätigen Auseinandersetzungen mit Israel: wirtschaftlich, psychologisch sowie gesundheitlich. Traurigerweise sind vor

allem die Kinder und Jugendlichen die Opfer dieses Konflikts. Viele Kinder erleben täglich Gewalt, Angst und Tod in den Straßen und bleiben mit diesen traumatischen Erfahrungen allein zurück. Während der schulfreien Zeit im Sommer ist die Gefahr für diese Kinder am größten, in den Straßen Opfer von Gewalt und Terror zu werden.

„Ferien vom Krieg“ unterstützt bereits im achten Jahr die Ferienspiele „Freude und Lachen“, die von der Organisation „Future Hands Association“ und ihrem engagierten Leiter Majed Tubeileh veranstaltet und dem Department für soziale Angelegenheiten unterstützt werden. 130 Kinder im Alter von 8 bis 14 Jahren nahmen am Camp vom 20. Juni bis 5. Juli 2012 im „Family Park“ teil.

Ziel des Camps ist es, die Kinder mit verschiedenen spielerischen, künstlerischen und sportlichen Freizeitaktivitäten von ihrem Alltag zu entlasten. Wir regen die Kinder an, kreativ zu werden, ihre Persönlichkeit zu entwickeln und ihre Talente zu entdecken. Sie können aber auch an Kursen zu Menschenrechten oder Ökologie teilnehmen oder sich ausgesuchte Dokumentarfilme anschauen, die sie darauf vorbereiten, aktiv in ihrem sozialen Umfeld zu wirken und dieses zu gestalten. Neben diesen Aktivitäten werden auch Tagesausflüge organisiert. In der Altstadt von Nablus lernen die Kinder viel über die Geschichte und Kultur. Ein fröhlicher Ausflug geht ins Schwimmbad, doch am liebsten besichtigen die Kinder die Eisfabrik, wo sie den Produktionsprozess verfolgen können und zum Schluss natürlich eine Riesenportion umsonst schlecken dürfen. Eine andere Firma spendet Nüsse für alle Kinder im Feriencamp. Das Department für soziale Angelegenheiten als Mitveranstalter organisiert eine Augenuntersuchung aller Kinder, die, wenn nötig, mit einer angepassten Brille versorgt werden. In diesem Jahr schickte die Stadtverwaltung Mitarbeiter der Elektrizitätswerke, die einen Film über den sparsamen Gebrauch von Energie zeigen und kleine Geschenke an die Kinder verteilen. Wir haben schon an anderer Stelle berichtet, dass die Mütter über die Zusammenarbeit und das Abschlussfest im Camp motiviert werden, sich zusammenzutun und gemeinschaftlich zu handeln. Auch die medizinische Betreuung im Camp und die Informationen über Energiesparen haben sicherlich Auswirkungen auf die Familien.

Betreut werden die Kinder von elf Psychologie-Studenten der An-Najah Universität, die ihr Wissen aus dem Studium und die Erfahrungen aus den „Smile & Joy Summer Camps“ der vergangenen Jahre einbringen. Sie versuchen Jahr für Jahr durch innovative und kreative Ideen die Arbeit mit den Kindern zu verbessern. Die jungen Menschen sollen durch das Camp gestärkt und engagiert in die Zukunft blicken.

(Redaktionelle Bearbeitung: Willfriede Dieter)

Geschichtsstunde



Israelis und Palästinenser machen im Sommer 2012 „Ferien vom Krieg“ in Deutschland.

Dabei geht es ideologisch darum:
Wer war zuerst im Heiligen Land?

Albaner und Serben aus dem Kosovo machen im Sommer 2012 „Ferien vom Krieg“ in Montenegro.

Dabei geht es ideologisch darum:
Wer war zuerst auf dem Amselfeld?



Die Freizeiten im ehemaligen Jugoslawien

Wir bedanken uns bei allen MitarbeiterInnen, die bei den Begegnungen für Jugendliche aus Bosnien-Herzegowina, Serbien und Kroatien in Neum, beim Camp in Sombor und den verschiedenen Besuchen mitwirkten.

Koordination: Alma Dzinic-Trutovic und Brigitte Klauf

BetreuerInnen: Armela Beslagic, Jasmina Boric, Nazif Carka, Armin Duradbegovic, Valerija Forgic, Alma Hrvanovic, Amir Husic, Amir Jaganjac, Ranka Kojcinovic, Dalibor Lukic, Dragan Lukic, Mirela Muharemagic, Sena Mujcinovic, Marina Rados, Semir Salihovic, Ramiz Sehic, Ismet Sokoljanin, Darko Stojkovic, Tamara Stojkovic, Stjepan Tomic, Dragan Trkulja, Dinka Vehbic, Avdo Zec

Shiatsu-PraktikerInnen: Petra Hentschel-Deus, Kristina Liefland, Eckhard Meier, Susanne Tiepelmann

Übersetzerinnen: Emina Beganovic, Rebekka Edelmann, Nina Jovanovic, Dzenita Kolasinac, Nada Milbradt, Vedrana Simic

Betreuung von Website und Facebook: Valerija und Sasa Forgic

EDV-Beratung und allgemeine Unterstützung: Namik Trutovic

Wir danken dem Personal im Hotel Neum.



Brigitte Klaß

„Die Kriege auf dem Balkan sind eingefroren. Mehr nicht.“

(„Die Zeit“ vom 22.11.12)

Zu dieser Einschätzung gelangt „Die Zeit“ anlässlich des nationalistischen Taumels in Kroatien nach dem Freispruch der Generäle Gotovina und Markac durch das UNO-Kriegsverbrechertribunal (Den Haag) Mitte November 2012. Nach der Bildung einer Regierungskoalition von Nationalisten und der Partei Milosevics sprechen Beobachter in Belgrad von einer „Koalition der Kriegstreiber“ (SZ vom 29.06.12). Am 26. September verlassen die beiden letzten deutschen Soldaten die Eufor-Truppe in Bosnien. Das Fazit von Oberstleutnant Demann: „Natürlich war die Mission ein Erfolg. Ich halte es trotzdem für möglich, dass die Situation wieder eskalieren kann – wie neulich im Kosovo“ (SZ vom 29.09.12). Die Journalistin Viktoria Schneider, die eine „Ferien vom Krieg“-Gruppe in Neum fünf Tage begleitete und zahlreiche Gespräche mit den Jugendlichen und den Betreuern führte, gibt ihrem Bericht den Titel: „Ferien vom Hass“ (Kölner Stadtanzeiger vom 07.09.2012).

In den Ländern des ehemaligen Jugoslawien nehmen die Spannungen zu. Die wirtschaftliche Situation ist überall schlecht, und die Politiker halten sich an der Macht, indem sie die Schuld für die ökonomischen Probleme den anderen Volksgruppen in die Schuhe schieben. Bei meinen langen Busfahrten nach Neum nannten mir viele Mitreisende die Mitgliedschaft in der EU als wichtige Hoffnung für die Überwindung ethnischer Spannungen: „Wenn wir erst alle Europäer sind, ist es nicht mehr so wichtig, aus welchem Teil Jugoslawiens wir kommen“. Diese Perspektive verliert inzwischen an Attraktivität: Wegen der Wirtschaftskrise in der EU, wegen des Unwillens vieler EU-Regierungen, neue Mitglieder aufzunehmen, aus Angst vor EU-Bestimmungen, die die Landwirtschaft und die Betriebe nicht erfüllen könnten. Viele Menschen haben das Gefühl, sich in einer ähnlichen Lage zu befinden wie 1992 vor Kriegsbeginn.

In dieser Situation wurde die Botschaft von „Ferien vom Krieg“ im Sommer 2012 zu einer Hoffnung für viele und zum Kristallisationspunkt zahlreicher Debatten. 20 Tageszeitungen der Region zeigten in ihren Online-Ausgaben das Video über eine Performance unserer Teilnehmer zu dem Friedenslied „Es darf keinen Krieg mehr geben“ des berühmten Sängers Djordje Balasevic. Bei YouTube wurde dieses Video innerhalb von zwei Wochen 66.000-mal angeklickt und in 129 Internet-Portalen veröffentlicht und leidenschaftlich diskutiert. In den über 150 Kommentaren, die mir in

Übersetzung vorlagen, fragten nur zwei Diskussionsteilnehmer, warum sich die Jugendlichen denn überhaupt mit der Frage Krieg und Frieden beschäftigten, alle anderen – egal, ob sie den Auftritt und die Botschaft der Gruppe unterstützten oder ablehnten – hatten keinen Zweifel an der Relevanz dieser Aktion. Die Menschen im ehemaligen Jugoslawien wissen, dass die Kriege nur eingefroren sind. Mehr nicht.

Der Hass ist zum Alltag geworden

Jasmina Boris, Lehrerin für Politik am Wirtschaftsgymnasium in Sombor, die seit Jahren als Betreuerin mit einer Gruppe aus Serbien nach Neum kommt, schreibt über die Geschichte und aktuelle Lage in Serbien: „Mit der Unterzeichnung des Abkommens von Dayton endete der Krieg. Zumindest die Schlachten, die grausamen, sichtbaren Zeichen des Krieges waren vorbei, aber der Krieg ging trotzdem weiter. Die Medien spielten ihre Rolle in diesen weniger sichtbaren Kämpfen. Wieder verherrlichten sie unsere *perfekten* Politiker, die *keinerlei Fehler machen können*, unsere *perfekten* Kirchen oder Moscheen. Und dann gab es die *verhassten Anderen*, die *schmutzigen, korrupten Anderen*, deren einziges Ziel es ist, *uns Schaden zuzufügen*.

Wieder war der Balkan beherrscht von Hass, Fremdenfeindlichkeit, Chauvinismus und Nationalismus. (...) Der Krieg hat die ganze Region verarmt zurückgelassen, Fabriken, Gebäude, die Infrastruktur der Wirtschaft wurden zerstört. (...) Für einen permanenten Frieden auf dem Balkan brauchen wir eine systematische und geduldige Arbeit. Grundlage ist eine entsprechende Schulpolitik und darauf aufbauend Brücken zu den ‚Anderen‘ durch die Medien und gegenseitige Besuche. Im Moment können wir nicht darauf hoffen, dass solche Schritte von der Politik unternommen werden. Die Geschichtsbücher sind immer noch voller Vorurteile und falscher Beispiele, die regierenden Parteien in allen drei Ländern zeigten in den letzten Jahren kein Interesse am Aufbau einer friedlichen Zukunft für uns alle. Jede kümmerte sich nur um ihr Land und versuchte, sich von den anderen Ländern abzugrenzen. Serbien erlitt von allen dreien den größten Rückschlag, denn unser neuer Präsident ist ein bekannter Nationalist/Chauvinist.

Die neugewählte Regierung wurde aus Parteien gebildet, die während der 90er Jahre an der Macht waren, in den dunklen Zeiten von Krieg und Tod. Diese Politiker werden weder Frieden noch Versöhnung in der Region fördern. Viele Jugendliche übernehmen ihre unversöhnlichen Positionen,

auch nach innen: Die Gay Pride Parade (insgesamt 500 Leute), die zweimal verschoben und verboten wurde, fand 2011 endlich statt. Die Sicherheitsmaßnahmen waren lächerlich, und die Hooligans verwüsteten die Innenstadt unserer



„Wir werden Kosovo rächen“ Drohung in Sombor

Hauptstadt Belgrad.

Viele Jugendliche sind sehr gewalttätig, als Idole bewundern sie eher Kriegsverbrecher, dubiose Größen und Hooligans als kluge und erfolgreiche Menschen. Die Politik kümmert

sich nicht um die Jugendlichen, und sie schlagen auf ihre Weise zurück: indem sie sich nicht mehr für Politik interessieren, nicht mehr zur Wahl gehen und den Glauben an eine bessere Zukunft aufgeben. (...) Fremdenfeindlichkeit, Gewalt und Hass breiten sich schnell aus. Die Medien berichten selten über Frieden, Toleranz und Menschen mit positiven Werten, als ob diese Werte bedeutungslos seien, nur wichtig für die Schwachen.

Viele, die ich treffe oder deren Kommentare ich im Netz lese, sehen es ähnlich: Unsere Gesellschaft ist gefangen in den 90er Jahren und hat keine sinnvollen Ziele. Dies ist der Grund, warum die Zahl derer, die ihre Hoffnung auf die EU setzen, Jahr für Jahr sinkt, und der Grund, warum Europa meistens in negativen Zusammenhängen erwähnt wird. Es ist auch der Grund für das Verhalten der Jugendlichen. Bei der Arbeit in der Schule erlebe ich, wie schwierig es ist, über Frieden und ein friedliches Zusammenleben zu reden.

Vor einigen Tagen wurde in Apatin (25 km von Sombor entfernt) mit Unterstützung der lokalen Behörden und einem Fest ein Jugendcamp eröffnet. Es handelt sich um ein ultranationalistisches Nazi-Camp. Ähnliche Camps gab es schon in Russland, wer sie finanziert ist unklar. Die jungen Männer lernen dort den Umgang mit Gewehren und Bomben, körperliche und seelische Härte, und die Bedeutung ihrer Herkunft: Nur Orthodoxe dürfen teilnehmen, nur sie sind die *einzig wahren Menschen*.“

Die Medien begrüßten dieses Camp, auf dem die Jungen zu *kleinen Soldaten* ausgebildet würden. Dieses Klima von Chauvinismus und Machotum hat Auswirkungen:

Die Gruppe aus Sombor kam dieses Jahr mit 23 Mädchen und 6 Jungen, von denen einer schon letztes Jahr dabei gewesen war. Auf meine Überraschung über diese ungleiche Zusammensetzung erklärten mir Jasmina und Valerija, es sei immer schwieriger, Jungen für die Workshops und die „Ferien vom Krieg“ zu gewinnen. Die Beschäftigung mit Frieden wird als „weibisch“ abgetan.

Im Interview mit Viktoria Schneider fasste Jasmina Boric die Lage so zusammen: „Im Norden existieren sechs offizielle Sprachen, nur eine davon ist serbisch. Es gibt viele Volksgruppen, Ungarn, Slowaken, Rumänen. Vor dem Krieg haben wir ganz normal zusammengelebt, es war üblich, dass die Ungarn serbisch lernten, die Serben rumänisch. Dann kam der Krieg, die Ungarn zogen aus, die Rumänen gingen fort, alle verließen die Region, vor allem die Jugendlichen. Nach dem Krieg wollten diese Gruppen nicht mehr in die serbischen Schulen gehen, aus Stolz, aus Prinzip. Früher war der Nationalismus nicht so stark. Die Leute waren nationalistisch in dem Sinne, dass sie ihre Nation mochten. Aber jetzt gibt es diesen Hass, den gab es früher nicht. Nikolic, der Präsident von Serbien, ist ein überzeugter Nationalist. Während des Krieges sagte er, dass alle Nicht-Serben aus Serbien vertrieben werden sollten. Er war nur etwas schlauer



Plakat einer nationalistischen NGO in Novi Sad. Es brandmarkt zahlreiche Friedens- und Menschenrechtsorganisationen als unerwünschte feindliche Agenten. Wiederholt wurden Büros dieser Organisationen nach einer solchen Plakataktion angegriffen.

als die anderen, die in Den Haag angeklagt wurden, und hat sich rechtzeitig abgesetzt. (...) In den Medien wird Hass geschürt. Es ist normal, die

anderen zu hassen. Es ist zum Alltag geworden.“ (Kölner Stadtanzeiger vom 07.09.2012)

„Oh mein Gott. Du hast eine Freundin aus Kroatien.“

Auch Jelena Stulic, die als Teilnehmerin nach Neum kam, erzählte Viktoria Schneider über den Hass in Serbien: „Ich habe erst hier in Neum herausgefunden, warum ich wirklich hier bin. Mein Vater wurde ermordet, weil er sich in einem Café ein muslimisches Lied gewünscht hatte. Im Auto hat ihn jemand erschossen, meine Mutter saß daneben. Sie überlebte mit einem Schuss im Bauch – sie war hochschwanger, mit mir.

Ich muss zugeben, ich war schon immer ein friedliebender Mensch ohne große Vorurteile, aber auch ich hatte eine Mauer in meinem Kopf. Gegen die Kroaten. Wir sind von Sombor aus mit dem Bus gestartet und haben in Vukovar die Kroaten aufgenommen. Als sie den Bus betraten, hatte ich ein komisches Gefühl im Bauch. Es war so seltsam. In der Pause unterhielt ich mich mit einem Mädchen aus Vukovar, es war total nett. Und als ich wieder im Bus saß, dachte ich nur: ‚Oh mein Gott. Du hast eine Freundin aus Kroatien. What the fuck.‘ Und jetzt gibt es ganz viele Paare unter uns. Ein Mädchen, Djelka, ihr Freund kommt aus Vukovar. Ein anderer Junge hat eine Freundin aus Kroatien. Es ist verrückt. Zum ersten Mal habe ich Kontakt mit Kroaten. Ich spiele in der serbischen Nationalmannschaft Basketball, und einst spielten wir bei der Europameisterschaft gegen Kroatien – die haben mir das Bein gebrochen. Wir spielten und hassten uns, mein Trikot war zerrissen, es war wirklich kein nettes Spiel. Warum? Warum gibt es kein Fairplay?

Kroatien und Serbien hassen sich, das ist historisch schon immer so gewesen. Wenn du nach Belgrad gehst und ein kroatisches Shirt trägst – mache das niemals. Du wirst es kein zweites Mal erleben. Es ist schrecklich. Wir müssen sozusagen Kroaten hassen. Und wenn ich jetzt nach Hause komme und meiner Familie erzähle, dass ich viele kroatische Freunde haben, werden sie nicht besonders froh darüber sein. Meine Mutter findet das okay. Mein Großvater väterlicherseits war Bosnier, Bosnier sind daher okay.

Wenn jemand über Krieg spricht, gehe ich weg. Ich will nicht in der Vergangenheit leben.

Wenn ich mit meinen Freunden zusammensitze und wir über Kroaten sprechen – sie wollen davon gar nichts hören. Sie denken wirklich, dass Kroaten getötet werden sollten. Es gibt Menschen, die normal denken, aber es gibt nicht viele. Wenn ich mit ihnen spreche, hören sie vielleicht zu,

aber es interessiert sie nicht. Sie würden wahrscheinlich nur sagen, hör auf. Es ist so, wie es ist. Ich kenne auch Nationalisten, die alle hassen. Asiaten, Roma, Bosnier, jeden, der anders ist als sie. Manche haben Hakenkreuze in ihren Zimmern, sie sprechen über Krieg, wenn das Thema auf Kroaten kommt. Wenn ich dabei bin, reden sie wenigstens nicht von Bosniern, weil ich bosnische Verwandte habe.

Meine beste Freundin, die vergangenes Jahr hier war, und ich, wir haben schon versucht, mit diesen Leuten über Frieden zu sprechen. Aber,... sie hören nicht zu. Ich kann vielleicht eine Person ändern, die mich mag, die mir zuhört. Aber fünf? Niemals.

Als wir für die Aufführung nach Dubrovnik fuhren, hatte ich Angst. Die hören mir sofort an, dass ich Serbin bin, wegen des Akzents. Also blieb ich still und ließ die Kroaten sprechen. Wir trafen eine Frau, die sagte, Serben existieren nicht für sie. Ich sagte zu einem der Kroaten in unserer Gruppe, dass ich Angst hätte. Er sagte nur: Keine Sorge, ich bin auf deiner Seite. Das war so besonders, das habe ich noch nie erlebt, dass jemand aus Kroatien so etwas zu mir sagt. Es war sehr berührend.“ (Kölner Stadtanzeiger vom 07.09.2012)

„Für den Friedensprozess sind das jetzt vier verlorene Jahre.“

Dem Wahlsieg des Nationalisten Nicolic über den Amtsinhaber Tadic, der eine Politik der Versöhnung mit den ehemaligen Kriegsgegnern vertrat, folgte bei den Parlamentswahlen am 6. Mai 2012 der Sieg von Nicolics „Serbischer Fortschrittspartei“ (SNS), die eine Koalition mit der „Sozialistischen Partei Serbiens“ (SPS), der Partei des ehemaligen Präsidenten und Kriegsverbrechers Milosevics, einging.

Valerija Forgic, eine Betreuerin aus Sombor, geht nicht davon aus, dass dieses Wahlergebnis ein Beweis für einen Rechtsruck war. Ihr zufolge führte die ausufernde Korruption unter der Tadic-Regierung dazu, dass gerade die demokratisch gestimmten Wähler aus Enttäuschung zu Hause blieben, die Wahlbeteiligung war sehr gering. „Für den Friedensprozess sind das jetzt vier verlorene Jahre. Keiner weiß, was passieren wird.“

Der Sieg dieser Koalition förderte die chauvinistischen Kräfte. Gleich nach seinem Amtsantritt sorgte Nikolic für Spannungen mit Kroatien, indem er Vukovar, das von der serbischen Armee im Krieg zerstört worden war, als „serbische Stadt“ bezeichnete (SZ vom 15.06.12).

Auch nach innen verschärfte sich die Lage für die Gegner seiner Politik. Radio „Slobodna Evropa“ berichtete am 23. August 2012 über einen Vor-

gang in der Stadt Bac. Dort hatte der Stadtrat wenige Tage nach dem Machtantritt einer Koalition von SNS und SPS beschlossen, dem Sänger Djordje Balasevic, der vor dem Krieg energisch gegen Milosevic und für Frieden eingetreten war, die Ehrenbürgerwürde abzuerkennen. Anscheinend rief dies aber so viele Proteste hervor, dass der Stadtrat schon am nächsten Tag, einem Samstag, versuchte, eine Sondersitzung einzuberufen, und seine Entscheidung dann am Montag rückgängig machte. Der Schriftsteller Nedim Sejdirovic kommentierte: „Das zeigt nur, wie krank und unreif unsere Gesellschaft ist. (...) Sie hatten die Idee, jemandem seinen Ehrentitel abzunehmen, weil sie ihn als den Erzfeind betrachteten. Seine Sünde bestand in ihren Augen darin, dass er aus der Vojvodina kommt und immer gegen Krieg und ethnische Säuberungen kämpfte.“ Auch dieser Beitrag erwähnte das Video über die Performance unserer Teilnehmer. Der stellvertretende Kultusminister Kolarevic erstellte eine Liste kritischer Künstler und rief zum „kulturellen Aufstand“ gegen „die Vertreter und Verfechter der bössartigen antiserbischen Politik“ auf (FR vom 08.09.12).



Seit 20 Jahren kritisieren die „Frauen in Schwarz“ Kriegsverbrechen wie das Massaker von Srebrenica und trauern um die Opfer. Auch sie stehen auf Kolarevics Liste. Foto: „Frauen in Schwarz“

Die Freisprüche des UN-Tribunals für das ehemalige Jugoslawien, erst für die kroatischen Generäle Gotovina und Markac, die vorher zu langen Haft-

strafen verurteilt worden waren, dann für den kosovo-albanischen Freischärler-Führer Haradinaj, verstärkten die Demagogie, dass alle Welt es auf die Serben abgesehen hätte. Für Politiker und Medien in Serbien gelten sie als Beweis dafür, dass „das Kriegsverbrechertribunal kein Gericht sei, sondern politische Aufträge erfüllt“ (FAZ vom 17.11.12).

Der Jubel in Kroatien „offenbart, dass der Nationalismus quicklebendig ist“.

In Kroatien wurden die Freisprüche für Gotovina und Markac, die nur knapp mit drei gegen zwei Richterstimmen und aus Mangel an Beweisen erfolgten, als vollständige Entlastung des Landes gefeiert. Die Tageszeitung ‚Wetschernij List‘ titelte: „Kroatien ist unschuldig“ (SZ vom 17.11.11).

Der kroatische Menschenrechtsaktivist Puhovski meinte, das Urteil helfe jenen in Zagreb, die einen Schlussstrich unter die Debatte darüber ziehen wollen, dass es im Zuge der Befreiung kroatischen Territoriums von Belgrader Besatzung zum Verbrechen an serbischen Zivilisten gekommen sei (FAZ vom 19.11.11).

Die Zeit vom 22.11.12 kritisiert den nationalistischen Taumel, den das Urteil in Kroatien auslöste, wo Zehntausende auf den Straßen feiern: „Es offenbart, dass der Nationalismus quicklebendig ist. Zurückhaltung? Einsicht? Versöhnung? Ein dreifaches Nein. Es geht den kroatischen Nationalisten darum, die eigene Überlegenheit zu beweisen. Selbst zu einem Zeitpunkt, da sie längst schon als Sieger des Krieges feststehen, müssen sie noch hinausbrüllen, dass sie gewonnen haben. Sie wollen den Feind von gestern – die Serben – demütigen. Das ist dumm. Wer, auf dem Boden liegend, erniedrigt wird, in dem wächst der Wunsch nach Rache. (...) Die Kriege auf dem Balkan sind eingefroren. Mehr nicht.“

Die Berichte und Einschätzungen machen deutlich, wie notwendig und schwierig die Arbeit für den Aufbau eines wirklichen Friedens im ehemaligen Jugoslawien auch 19 Jahre nach dem offiziellen Kriegsende noch ist. Aber Jasmina Boris beendet ihren Bericht mit einer positiven Aussicht: „Ob Sie es glauben oder nicht, trotz alledem bin ich Optimistin. Ich glaube, dass die Einzelnen weiter daran arbeiten sollen, einen dauerhaften Frieden aufzubauen, gerade bei der Arbeit mit Jugendlichen. Die Schulen und die Lehrer spielen in diesem Prozess eine wichtige Rolle. (...) Sie sind die Vorbilder für die nächste Generation. In diesem Sinn habe ich meine Kinder erzogen. Es ist eine Ehre, in diesem Projekt mitzuarbeiten, und ich

bin stolz darauf, dass meine Kinder an den Freizeiten in Neum teilnahmen und bei den Camps mitarbeiteten.

Ich werde weiter für Frieden eintreten und für die Ziele der wunderbaren Idee, die aus Köln kam. Das Projekt hat mich und meine Ansicht vom Leben und den Menschen verändert. Es brachte mir viele neue Freunde und erfüllte meinen Traum: ich bin Teil einer wunderbaren, globalen, positiven Friedensgeschichte.“ (Kölner Stadtanzeiger vom 07.09.2012)

Diese Friedensgeschichte erreichte durch das Video über die Performance unserer Teilnehmer Zehntausende im ehemaligen Jugoslawien:

„Wir sangen dieses Lied zwischen 1990 und 1991, aber keiner hörte auf uns.“

2008 entwickelten die Jugendlichen auf dem Camp in Sombor eine Performance zu dem im ganzen ehemaligen Jugoslawien bekannten Lied „Samo da rata ne bude“ (Es darf keinen Krieg geben), mit dem der Sänger Djordje Balasevic schon 1986 vor der Gefahr eines Krieges gewarnt hatte. Sie stellen szenisch den Auszug der Männer in den Krieg dar, die sich gegenseitig töten, und dann die Trauer und die Versöhnung der Frauen.



2012 führten Jugendliche aus Sombor, Vukovar, Srebrenica, Tuzla und Gornji Vakuf-Uskoplje diese Performance in Neum und in Dubrovnik auf. Dazu trugen sie die selbstbemalten T-Shirts mit der Friedenstaube und dem Slogan „Gemeinsam schaffen wir alles“. Einer der Teilnehmer, Stefan Stojanovic, filmte beide Auftritte und verarbeitete sie zu einem Videoclip, den er auf YouTube veröffentlichte. Von dort fand das Video seinen Weg auf die Fan-

Seite von Balasevic und erregte großes Aufsehen. Die kroatische Tageszeitung „Jutarnji List“ widmete dem Clip die Titelgeschichte ihrer elektronischen Ausgabe, 20 weitere Zeitungen und weit über hundert Portale folgten. Dort gab es unzählige Kommentare, zum ersten Mal können wir die Ansichten zahlreicher Menschen im ehemaligen Jugoslawien über die Ziele von „Ferien vom Krieg“ dokumentieren. Die überwältigende Mehrheit der Kommentare war positiv und unterstützend. Natürlich erschienen auch einige wüste und nationalistische mit dem Vorwurf, die Jugendlichen seien naiv und dumm und würden von der jeweils anderen Seite politisch missbraucht. Auf diese Vorwürfe antworteten die Jugendlichen selbst sehr engagiert auf verschiedenen Plattformen. Sie beschrieben, was diese gemeinsame Arbeit für sie bedeutet und wehrten sich energisch gegen den Vorwurf, politisch benutzt zu werden. Besonders faszinierend war die leidenschaftliche Auseinandersetzung über den Nutzen solcher Aktionen. Viele Kommentatoren berichteten von ähnlichen Aktivitäten vor dem Krieg, einige zogen daraus den Schluss, dass es eh nichts nützen würde, andere schöpften Hoffnung durch die Jugendlichen. Wir dokumentieren Ausschnitte aus dieser Debatte, die deutlich macht, wie sehr die Menschen persönlich betroffen sind und auch über ihren eigenen Anteil an der Geschichte nachdenken. Bis auf die beiden letzten Kommentare stammen alle Beiträge von der Online Seite der serbischen Tageszeitung „blic“ und sind in chronologischer Reihenfolge wiedergegeben. Die beiden letzten Beiträge stammen von der Online Seite von Vecernje Novosti-Serbia.

„Als ich das Video sah, begann ich zu weinen und zu zittern, denn es erinnerte mich an meine Kinder Anfang der 90er Jahre. Sie waren jünger als diese Kinder, aber sie sangen dasselbe Lied mit ihren Freunden.“

„Und wenn sie erwachsen sind, werden sie ‚ganz andere Lieder‘ singen.“

„Diese Menschen bringen den Jugendlichen bei, sich nicht vom Hass leiten zu lassen und keine ‚anderen Lieder‘ zu singen, wenn sie erwachsen sind. Alles was Du tust, ist dasitzen und den Klugscheißer spielen. Ich kann Leute wie Dich nicht leiden, die versuchen, alle guten und positiven Ansätze kaputt zu machen.“

„Nach zwei Weltkriegen lernten wir in Titos Staat auch, dass es keinen Krieg mehr geben sollte. Wir sangen Lieder auf Tito und schworen in der Armee, unser Land bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Jetzt guck, was daraus geworden ist. (...) Immer sind es Kinder, die zu solchen Zwecken benutzt werden, aber die Politiker machen sowieso, was sie wollen. Ich dachte auch, es werde nie wieder Krieg geben, aber ich war wahrscheinlich zu naiv.“

„Wenn diese Jugendlichen erwachsen sind, werden die, die die ‚anderen Lieder‘ erfanden, tot sein, und niemand wird sich mehr an sie erinnern.“

„Es ist schön, zu sehen, wie sie sich verstehen und zusammen singen, viel besser, als wenn sie sich bekämpfen würden.“

„Es ist wunderbar, (...) aber leider 23 Jahre zu spät.“

„Es ist nie zu spät, das ist eine Botschaft für die folgenden Generationen.“

„Welche Generationen? In jeder Generation gibt es einen Krieg, dies war der dritte und wie viele es in Zukunft gibt, werden wir sehen. Nach jedem Krieg sagen die Leute, es sei der letzte, aber dann wiederholt sich alles. Wir hatten auch Camps in Ex-Jugoslawien, aber sie haben nicht viel genutzt.“

„Leider hast Du recht. Das Böse hat das Gute lange besiegt und jetzt gibt es einen Kampf um unsere Seelen. Aber es lohnt sich, für Frieden zu kämpfen, nicht mit einem blutigen Krieg, sondern indem wir das Bewusstsein der Menschen verändern und ihnen beibringen, miteinander zu reden.“

„Das Lied wurde 1986 geschrieben, vier Jahre vor der Zeit, auf die Du Dich beziehst. Das Problem liegt darin, dass die meisten, die das Lied sangen, nicht verstanden, worum es ging.“

„Ich weiß nicht, wer die Idee zu der Performance hatte, aber jeder muss sie bewundern. Krieg bringt niemandem etwas, außer den Waffenhändlern.“

„Ich denke, die Initiative ist total nutzlos, weil nicht die Zivilisten entscheiden, wann ein Krieg beginnt, sondern die Politiker.“

„Die Botschaft dieser Kinder geht an die Politiker, sie ist definitiv nicht für meine verstorbene Oma Radalja bestimmt.“

„Wer seine Liebsten verloren hat, kann die Vergangenheit nicht so leicht vergessen. Wie kann eine Mutter den Tod ihres Sohnes nach 20 Jahren vergessen, sie wird ihn in 120 Jahren nicht vergessen. Da liegt das Problem. Die, die Verluste erlitten, geben den Hass und den Wunsch nach Rache an den anderen Völkern an ihre Kinder weiter. Es begann nach dem 1. Weltkrieg, als Serben, Kroaten und Muslime, die Angehörige verloren, ihre Kinder lehrten, die Menschen anderer Nationen oder Religionen zu hassen. Deshalb brachte sich die 2. Generation im 2. Weltkrieg gegenseitig um, und dieses Prinzip wurde bis zu unserem Krieg weitergeführt. Ich befürchte, es ist auch jetzt noch nicht zu Ende. Wenn ein Land von diesem Übel befallen ist, bleiben Samen zurück. Ob die Samen keimen, hängt von vielen Dingen ab. Ich hoffe, diese Saat wird nicht mehr aufgehen, aber ich habe Angst. Und es hängt nicht von den politischen Führern ab. Wenn wir uns gegenseitig geliebt hätten, hätten drei Idioten uns nie dazu bringen können, uns gegenseitig zu töten.“

„Warum hast Du dann nicht 1991 gesungen?“

„Wir haben gesungen. Meine Freunde und ich waren damals genau so jung und wir sangen. Als der Krieg vorbei war, hatte die Hälfte von uns nicht überlebt. Wenn die Machthaber entscheiden, Krieg zu führen, können wir normalen Menschen singen, aber wir werden nichts ändern. Das ist die Lektion, die ich daraus gelernt habe.“

„Ich sang dieses Lied in einer Schulaufführung 1992. Ich war 8 Jahre alt. Leider hat niemand unsere Botschaft gehört. (...) Und unsere Choreografie war ganz ähnlich.“

„Wir haben das Lied fünf Jahre lang gesungen, von 1986 bis 1991. Das war lange genug für die, die geistig gesund waren.“

„Wir sangen das Lied: ‚Frieden, Bruder, Frieden‘ der Band Rimtu ti tuki, als sie uns in die Armee rekrutierten. Wir hatten nie ein Abiturienten-Treffen, aus Angst davor zu sehen, was der Krieg uns antat. Wir glauben lieber, dass es allen gut geht.“

„Ich habe das Lied nicht gesungen, weil ich es nicht kannte, denn sobald ich etwas älter war, erzählten sie mir, wie meine Mutter getötet wurde, als einige Krieg spielten. Aber jetzt singe ich dieses Lied, weil ich die Jugendlichen nicht dafür verantwortlich mache, was mir passierte.“

„Wir waren zu jung, um das Lied zu singen, und ihr Älteren wolltet nicht auf die Stimme der Vernunft hören.“

„Jetzt ist es zu spät, sie hätten 1991 singen sollen.“

„Sie spielten dieses Lied 1991 immer wieder. Es war wie Gehirnwäsche, deshalb kann ich den Song nicht leiden, er erinnert mich an den Krieg. Paradox, ich weiß, aber so ist es, das Anti-Krieglied erinnert mich an den Krieg. Es bringt mir diese Zeit zurück, und ich muss weinen.“

„Viele von uns haben damals dieses Lied gesungen, aber leider gab es mehr, die es nicht mitsangen.“

„Wir sangen dieses Lied zwischen 1990 und 1991, aber keiner hörte auf uns. Der Krieg war schon lange beschlossen, bevor irgendjemand etwas dafür tun konnte, ihn zu verhindern. Uns blieb nur die Flucht, wir rannten davon, zumindest bevor sie die Grenzen schlossen.“

„Wunderbar!!! Ich hoffe, die zukünftigen Generationen werden sich nicht mehr im Interesse der Mächtigen opfern lassen. In diesen Situationen kommen die übelsten Leute an die Macht, und wegen ihnen beginnen wir, alle zu hassen, selbst die, die gegen den Krieg sind.“

„Unsere Väter und Großväter hätten dieses Lied singen müssen.“

„Es ist nie zu spät für diese Botschaft. Nur für die Kriegsoffer kommt sie zu spät. Wir sollten der Jugend zeigen, was Krieg wirklich bedeutet und

welche Konsequenzen er hat. Wir sollten ihnen beibringen zu teilen und nicht neidisch auf die anderen zu schauen. Wir sollten sie zu ehrlichen und verantwortungsbewussten Menschen erziehen, die anderen helfen. Dies sind einfache Forderungen, jeder weiß es, aber niemand tut es. Es ist einfacher, die Schuld auf die anderen zu schieben und einem falschen Weltbild anzuhängen.“

„Die Botschaft der Aufführung heißt, dass es hier nie mehr einen Krieg geben darf. Es ist Zeit, dass wir uns versöhnen und unsere Kinder lehren, niemanden zu hassen. (...) Wir wissen jetzt, was dieser Krieg uns antat, keiner hat gewonnen, alle Länder des ehemaligen Jugoslawien stehen am Rande des Zusammenbruchs.“

„Es ist niemals zu spät. Es wird immer böartige Kommentare geben. Jede Initiative für Freiheit, Frieden und ein gutes Leben nützt, egal in welchem Jahr oder Monat sie stattfindet, es zählt lediglich das Ergebnis. Wenn sie den Menschen mit den kalten Herzen und den abgestumpften Seelen klar macht, dass Krieg niemandem hilft, dann sollte diese Initiative von Triglav bis Mazedonien getragen werden. (...) Schätzt die Menschen für ihre Persönlichkeit, und nicht wegen ihrer Religion oder Hautfarbe. FRIEDEN“

„Diese Jugendlichen repräsentieren die Zukunft des Balkan. Kümmert Euch nicht um unsere Unterschiede. Wir müssen daran arbeiten, Kriege zu verhindern und den Hass und die Ideologie der 90er zu überwinden.“

„Gut gemacht, Kinder. Behaltet diese Position bei, ihr werdet sie brauchen, wenn ihr erwachsen seid.“

„Ich höre dieses Lied und erinnere mich daran, wie Kinder in Belgrad und Sarajewo es Ende der 80er Jahre sangen. Die Jugend hat ein Gespür dafür, was passieren wird, und ich hoffe wirklich, dass die Dinge, an die ich jetzt denken muss, nie eintreten werden.“

„Nun, nachdem wir alle tolle Serben, Kroaten und Bosniaken geworden sind, nachdem wir so viel Blut vergossen und fast alles zerstört haben, geht es uns allen ja so viel ‚besser‘. Es ist grauenhaft und beschämend, was hier passierte. Jeder, der danach auch nur daran denkt, ein Gewehr in die Hand zu nehmen, sollte vorher dieses Video ansehen. Ich komme aus Belgrad und zog nicht in diesen idiotischen Krieg, ich floh vor der Einberufung. Ich liebe Dubrovnik, Split und Sarajevo und gehe gerne nach Dalmatien, wo ich viele Freunde besuche, mit denen ich in diesen Jahren in Kontakt blieb. Ich hoffe sehr, diese Jugendlichen müssen nicht dieselben Erfahrungen machen wie wir. Ich wünsche nur das Beste für sie.“

„Unheimlich!! Was haben wir in den letzten 20 Jahren nicht alles durchgemacht. Die normalen Menschen wollten damals auch keinen Krieg, aber die normalen Bürger werden nie gefragt. Und jetzt, nach all dem, sollen wir wieder singen?!“

„Das ist jetzt alles vorbei, Kinder. Der Krieg fand statt, als wir alle glaubten, er sei unmöglich, so wie ihr das jetzt tut. (...) Aber jetzt ist das Eure Welt und Eure Zeit, und wir hoffen, Ihr nutzt sie gut und lasst nicht die Älteren Eurer Leben bestimmen.“

„Es bringt nichts, andere und uns selbst zu belügen (...) wir haben nicht dieses Lied gesungen. Wir sangen die Lieder der Ustasha und der Chetniks, und wir singen sie immer noch.“

„Diese Jugendlichen singen nicht nur gemeinsam, sie wollen ohne Vorurteile zusammen leben, und wer aus welchem Land kommt, ist kein Problem für sie. Wir Erwachsenen vergiften ihre Herzen mit Hass und Vorurteilen, diese Camps wären eigentlich für uns sinnvoll, nicht für die Jugend. Wir sollten lernen, Liebe und Freundschaft zu teilen.“

Neben der grenzüberschreitenden Diskussion im Internet konnten die TeilnehmerInnen in ihren Heimatstädten dazu beitragen, konkret Grenzen zu überwinden. Wir dokumentieren das am Beispiel von Gornji Vakuf-Uskoplje.

„Jetzt weint niemand von uns mehr, weil wir sehen, dass sich etwas verbessert.“

Seit 19 Jahren kommen Teilnehmer aus dieser zwischen Kroaten und Muslimen geteilten Stadt zu den „Ferien vom Krieg“, erst Kinder, später Jugendliche. Bei den Freizeiten war das Klima schon seit Jahren entspannt, die Gruppen reisten in einem gemeinsamen Bus an, in den Zimmern wohnten Kroaten und Muslime zusammen. Zuhause konnten die Teilnehmer ihre Freunde von der „anderen Seite“ aber nur im Jugendzentrum treffen, viele trauten sich nicht einmal, sich auf der Straße zu grüßen, so groß war der Druck von Eltern, Lehrern und Freunden.

In den letzten Jahren hat sich diese Situation verändert: 2009 unterstützte die ganze Gruppe aus Neum die Teilnehmer aus Gornji Vakuf-Uskoplje (GVU) mit einem Friedensmarsch durch die Stadt, 2010 fand das Camp im benachbarten Bugojno statt, 2011 konnten 42 Freunde aus anderen Städten für ein langes Wochenende in Gastfamilien untergebracht werden.

In Neum sehen alle Jugendlichen den Film „Crta“ – „Die Linie“, den die

Teengruppe des Jugendzentrums in GVU drehte. Er zeigt die schwierige Lage in der zwischen Kroaten und Muslimen geteilten Stadt, die unsichtbare Linie, die die Stadt und auch den Schulhof spaltet, die zwei Schulen in einem Gebäude, in dem die Jugendlichen keine Kontakte untereinander haben dürfen.

Jedes Mal sind die Teilnehmer aus den anderen Städten schockiert, das ist härter als alles, was sie bei sich erleben. Sie fragen nach, können nicht glauben, dass die Jugendlichen aus GVU diese Spaltung akzeptieren, dass sie ihre Freunde aus Neum nur im Jugendzentrum treffen. Für die Gruppe aus GVU ist es schwierig, diesen sehr persönlichen Hass zu erklären, der entstand, weil in dieser kleinen Stadt alte Bekannte und Nachbarn aufeinander schossen und jeder weiß, wer wen getötet hat.

Dieses Jahr wollten sie beweisen, dass sie diese Situation nicht mehr hinnehmen. Sie brachten drei neue Filme mit. Einer zeigt die kleineren Kinder aus dem Jugendzentrum, die durch Vakuf und Uskoplje rennen. Immer

wieder kreuzen sie die unsichtbare Linie und verstoßen so gegen das wichtigste Tabu ihrer Stadt. Dabei finden sie auch andere Leute, die sich anschließen. Das ist sehr witzig gemacht, z.B. treffen sie auf ein Brautpaar, und der Bräutigam rennt mit ihnen. Die Botschaft ist: Wir werden immer mehr, wir gehen



überall hin, und wir haben Spaß dabei.

Der zweite Film zeigt den Traum zweier Mädchen aus Vakuf und Uskoplje: Sie besuchen dieselbe Klasse, sitzen nebeneinander und umarmen sich wegen einer guten Note. Sie gehen gemeinsam nach Hause.

Dann zeigt der Film die Realität: Sie kommen gleichzeitig vor der Schule an, die Kroatin geht durch die Türe ins Erdgeschoß, die Muslimin klettert über die Feuertreppe in den ersten Stock. Dazu sagt ein Sprecher: Dies sind die zwei Schulen unter einem Dach. Mit ihrem Film gewann die

Gruppe den 2. Preis eines Wettbewerbs bei YouTube. Im dritten Film erzählen die Jugendlichen, die als Teamleiter im Jugendzentrum arbeiten, was sie tun, um die Spaltung der Stadt zu überwinden.

Die Jugendlichen wollten diese Filme zusätzlich zu „Crta“ zeigen, um deutlich zu machen, dass sich etwas geändert hat und sie eine positive Entwicklung sehen. Arman sagte in der Diskussion: Als wir „Crta“ zum ersten Mal in Neum zeigten, weinten viele im Publikum, besonders die Teilnehmer aus GVU, jetzt weint niemand von uns mehr, weil wir sehen, dass sich etwas verbessert.

So schufen sich die Jugendlichen selbst einen zweiten Treffpunkt neben dem Jugendzentrum. Gegenüber der Schule, in Uskoplje, gab es einen Park, der seit Jahren vernachlässigt und völlig zugemüllt war. Mit Hilfe einer amerikanischen NGO schafften die Jugendlichen gemeinsam den



In Gornji-Vakuf / Uskoplje reichen sich Jugendliche auf der unsichtbaren Trennungslinie durch die Stadt die Hände

Müll fort, pflanzten neue Bäume und Sträucher, säten Rasen und bauten Sitzbänke. Jetzt können sie, gegenüber ihrer getrennten Schule, gemeinsam Zeit verbringen. Insgesamt ist die Situation offener geworden, zumindest in Vakuf können sich die Jugendlichen jetzt auch in Cafés treffen.

Eine andere gemeinsame Aktion scheiterte allerdings wieder am Hass in der Stadt. Die Jugendlichen wollten ihren Friedensmarsch mit „Musik auf Rädern“ verbinden. Sie sammelten Geld, mieteten einen LKW und installierten die Technik. Der LKW sollte durch die ganze Stadt fahren, begleitet von den Jugendlichen. Einer der Organisatoren war Arman, der auch eine gemischte Band in der Stadt aufgebaut hat. Zwei Tage vor der Aktion erhielt Armans Vater einen Drohbrief: Falls dieser LKW fahren würde, hätte er bald keinen Sohn mehr. Daraufhin blies die Gruppe den Umzug ab.

Aber sie gaben nicht auf. Zum Jahrestag des Massakers an Muslimen in Prijedor vereinbarten sie eine gemeinsame Aktion: sie wollten weiße Trauerbinden tragen, auch in der Schule. Der Direktor des kroatischen Teils der Schule sagte zuerst, es sei ihm egal, aber dann rief er sie zurück und teilte ihnen mit, sie dürften diese Aktion nur mit Erlaubnis des Bildungsministeriums durchführen. Die SchülerInnen trugen die Trauerbinden dann ohne Erlaubnis, und es gab keine Probleme.

Zur Erinnerung an das Massaker von Srebrenica zeigten sie vor dem Jugendzentrum einen Zusammenschnitt verschiedener Dokumentationsfilme über das Massaker. Sie waren überrascht, wie viele Leute kamen, um diesen Film zu sehen.

Zwei oder drei Lehrer an der Schule motivieren die Schüler inzwischen, das Jugendzentrum zu besuchen, die anderen sind neutral oder äußern sich im Unterricht dagegen. Mehr Eltern schicken ihre Kinder in das Zentrum, und auch bei dem Besuch der Teilnehmer aus Sombor, Vukovar, Tuzla und Srebrenica waren viele Eltern bereit, Gäste aufzunehmen.

Ein Mädchen aus Uskoplje erzählte von ihrem Vater, der im Krieg Invalide wurde. Als der amerikanische Botschafter GUV besuchte, gab es nicht genügend Parkplätze, und er öffnete seinen Hof für die Autos muslimischer Besucher. Dafür wurde er später allerdings von den Nachbarn angefeindet. Auf eine Frage, was die Eltern denn sagen würden, wenn sie bei Facebook die Bilder von den Freundschaften mit den „Anderen“ sähen, meinten die Jugendlichen, die Eltern, die ihre Kinder nach Neum schicken, würden das akzeptieren. Die Freunde von der eigenen Seite stänkern manchmal dagegen, aber das kümmert die Teilnehmer nicht. Für die Kinder aus Uskoplje ist die Lage schwieriger, dort ist die Ablehnung härter.

Die Freizeit für Jugendliche aus Kosovo in Montenegro

Für die Mitarbeit bei der Kosovo-Freizeit danken wir:

Koordination: Birgit Hogefeld und Nazrije Sharku

Betreuer: Fatmir Berisha, Enis Shabani, Jeton Shala, Marko Stanojevic

Shiatsu-Betreuung: Gabriele von Renteln

Birgit Hogefeld

„Das sind doch nicht unsere Kids – das sind andere, fünf Jahre älter, mindestens!“

Seit 1999 nehmen Kinder aus dem Kosovo an den Ferienfreizeiten teil. Anfangs waren ethnisch-gemischte Gruppen undenkbar, doch bald ist es – gegen die Ratschläge der UN-Verwaltung – gelungen, albanische, serbische und Roma-Kinder zu gemeinsamen Ferien nach Montenegro einzuladen. Auch im Sommer 2012 fand wieder eine Freizeit mit Jugendlichen aus der südkosovarischen Stadt Rahovec in Ulcinj/Montenegro statt.

Als ich am Spätnachmittag in der Ferienanlage bei Ulcinj ankam, hielt ich gleich am Eingang Ausschau nach Nazrije Sharku, unserer langjährigen Koordinatorin aus dem Kosovo. Da sie wusste, dass ich früher anreise und wir uns noch nie begegnet waren, schlug sie vor, dass wir uns einen Tag vor Beginn der Freizeit treffen, um Zeit für Gespräche und Vorbereitungen zu haben. Als ich Nazrije nirgends sehe, gehe ich zum Empfang, wo mir der Hotelmanager mitteilt, Nazrije habe vorhin angerufen und er solle mir ausrichten, sie komme erst zusammen mit den Jugendlichen.

Am nächsten Mittag trifft zuerst Gabriele von Renteln ein, eine Shiatsu-Praktikerin aus Hamm, die seit Jahren in ihrem Sommerurlaub Shiatsu-Massagen für die TeilnehmerInnen der Freizeiten anbietet.

Kurz darauf kommt der Bus aus Rahovec an, und heraus springen quirlige Jugendliche, Nazrije und vier männliche Betreuer. Nazrije fällt mir zur Begrüßung um den Hals – dann sind erst einmal alle damit beschäftigt, die Bungalows aufzuteilen und zu beziehen. Gleichzeitig drängen die meisten Jugendlichen darauf, sofort zum Strand und ins Wasser zu gehen, doch die BetreuerInnen entscheiden, den ersten Strandbesuch auf den nächsten Morgen zu verschieben – vor allem wegen der vielen Nichtschwimmer soll erst einmal ein wenig Ruhe einkehren.

Die Gruppe besteht aus 30 Jugendlichen zwischen 14 und 16 Jahren, die aus der Stadt Rahovec und umliegenden Gemeinden im Süden des Kosovo kommen – 15 Jungen und 15 Mädchen. Ihre ethnische Zugehörigkeit spie-

gelt die Verhältnisse im Land wider: 18 albanische Jugendliche und je sechs aus der Gruppe der Roma und der serbischen Minderheit. Dem entspricht die Auswahl der Betreuer, es gibt einen serbischen, einen albanischen und einen Roma-Betreuer, außerdem ist ein Schwimmlehrer im Team – dass in diesem Jahr ausschließlich männliche Betreuer bei der Freizeit mitmachen, ist ungewöhnlich, in den vergangenen Jahren waren oft auch Betreuerinnen dabei.

Als ich meine Teilnahme an der Kosovo-Freizeit zusagte, glaubte ich, mich dort mehr oder weniger gut mit den Teammitgliedern und den meisten Jugendlichen auf Englisch verständigen zu können. Das war eine Fehleinschätzung. Vom Team sprechen nur Nazrije und der albanische Betreuer, Enis Shabani, englisch, und von den 30 Jugendlichen ist nur mit fünf oder sechs TeilnehmerInnen eine Verständigung auf Englisch möglich. Das erstaunt mich, da fast alle Jugendlichen die Frage, ob sie in der Schule Englisch lernen, verstehen und bejahen.

Zumindest vordergründig schülerfreundlich sieht das Schulsystem im Kosovo fast fünf Monate Ferien im Jahr vor – ein Junge erzählt mir, dass es in seiner Schule gestaffelten Unterricht gibt, also entweder morgens oder nachmittags, er gehe von Montag bis Freitag jeweils von 13 - 17 Uhr zur Schule; ein anderer sagt, als ich ihn auf das nahende Ende der Ferien anspreche, bei ihm verschiebe sich der Schulbeginn um zwei Wochen, die Schule müsse renoviert werden – als hätten die dreimonatigen Sommerferien dafür nicht gereicht.

Das sprachlich wesentlich größere Problem liegt bei dieser Freizeit jedoch



darin, dass viele der Jugendlichen und auch drei der Betreuer nur albanisch *oder* serbisch sprechen und verstehen. Auch hier sind Nazrije und Enis die einzigen, die beide Sprachen fließend sprechen – während der gesamten 10 Tage

übersetzen beide ständig: jedes Spiel, jeder Workshop, jeder Ausflug, Stadtbesuch usw. muss auf Albanisch und auf Serbisch erklärt oder vorgestellt werden, vieles übersetzen die beiden für Gabriele und mich zudem noch auf Englisch.

Für den Nachmittag des ersten Tages und den Folgetag hatte das Team Kennenlern-Spiele vorbereitet, die den Jugendlichen sichtbar viel Spaß machten. Mit großem Engagement erreichten die Betreuer, dass sich alle daran beteiligten, und sogar Stephan, ein spindeldürrer, ganz offensichtlich in seiner Entwicklung stark verzögerter Junge, begann, sich dafür zu interessieren (siehe auch Bericht Gabriele von Renteln).

Bei der Freizeit 2012 wollen Nazrije und insbesondere Enis schwerpunktmäßig das Thema ‚time-banking‘ behandeln. Sie leiten das aus der Situation der Jugendlichen im Kosovo her, von denen sie sagen, dass die allermeisten dort keine Zukunft für sich sehen und so schnell wie möglich fort wollen. Problematisch sei auch, dass viele aus dem Fernsehen und dem Internet Phantasievorstellungen über andere Länder Europas vor Augen hätten und für sich erträumten, deshalb sei es wichtig, zusammen mit diesen Jugendlichen eine Perspektive im Kosovo zu entwickeln. Aus diesem Grund hat Enis Workshop-Präsentationen zum ‚time-banking‘ vorbereitet. Kurz die zentralen Eckpunkte dieser Idee. Der ‚time-banking‘-Ansatz geht davon aus, dass es angesichts der weltweiten Wirtschaftskrise für all die, die über kein oder wenig Geld verfügen, Perspektiven geben muss, die vom monetären System losgelöst sind:

- Zeit als Währung – eine Stunde Arbeit bringt einen ‚Zeit-Euro‘. Dieser Zeit-Euro wird dann für Arbeiten oder Hilfsleistungen, die man braucht, aber nicht bezahlen kann, eingesetzt bzw. damit verrechnet.
- Jede Arbeit erzielt so dieselbe Wertschätzung.
- Zudem werden soziale Netzwerke gebildet.

Insbesondere wegen dieses selbst gewählten Schwerpunkts, den ich nachvollziehen kann und gut finde, war es mir wichtig, mich vor Beginn der Freizeit mit Nazrije zu treffen und Zeit für Gespräche über die inhaltliche Ausrichtung zu haben. Denn auch wenn sicher viele Spender Ansätze wie das ‚time-banking‘ begrüßen, steht bei ‚Ferien vom Krieg‘ die friedenspädagogische Ausrichtung im Vordergrund. Die Unterstützer kommen vorwiegend aus der Friedensbewegung und spenden für dieses Projekt, weil sie Freizeiten für Jugendliche aus Kriegs- und Krisenregionen unterstützen wollen, bei denen Feindbilder abgebaut werden und zivile Konfliktlösung thematisiert wird. Deshalb erscheint der für den Kosovo favorisierte ‚time-banking‘-Ansatz problematisch. Auf Nachfrage meinte Enis,

dass in der Region um Rahovec wohl in einem absehbaren Zeitraum ein entsprechendes Internet-Portal einrichtet wird. Wie es dabei mit ethnischen Grenzen aussehe, wollte ich wissen. Er: am ‚time-banking‘ würden sich dann wohl ausschließlich Albaner beteiligen.

In den vergangenen Jahren stand bei den Kosovo-Freizeiten im Mittelpunkt, dass Jugendliche aus verschiedenen ethnischen Gruppen gemeinsam die Ferien verbringen und dabei durch ihr Zusammenleben ‚unter einem Dach‘ und durch gemeinsame Spiele und andere Aktivitäten Grenzen und Feindbilder abgebaut werden. Diesen Weg hat das Team mit viel Einsatz und Engagement verfolgt, Workshops mit friedenspädagogischen Inhalten gab es bisher nicht. So war es nicht wirklich verwunderlich, dass es in diesem Sommer schwierig war, die Frage nach einer Erweiterung der friedenspädagogischen Ausrichtung zu thematisieren. Jeder in diese Richtung zielende Vorschlag, ob Konfliktbearbeitung als Thema eines Workshops oder gemeinsames Anschauen eines Videofilms, in dem die Jugendlichen der Freizeiten in Neum über ihre Erfahrungen sprechen (siehe DVD), stieß während der ersten Woche auf massive Abwehr des gesamten Teams.

Zum Hintergrund dieser Abwehr gehört wohl auch, was Nazrije in der FvK-Broschüre zur Kosovo-Freizeit im Sommer 2008 schreibt (S. 83-85): „Überraschend für alle wurde während des Aufenthaltes der bosnisch-serbische General Karadžić gefasst. Die gute Gruppenatmosphäre drohte zu kippen, als einige die Festnahme sehr kontrovers thematisierten. Im Forum mit allen TeilnehmerInnen wurde dann bei einer *Blitzlichtrunde* beschlossen, sich dem Thema nicht zu widmen, um den gemeinsamen Aufenthalt nicht zu gefährden.“

Ob dieses Schweigen und Nicht-Behandeln damals der einzige Weg war, „den gemeinsamen Aufenthalt nicht zu gefährden“, ist im Nachhinein wohl nur schwer zu beurteilen. In jedem Fall ist aber bei Nazrije und den anderen Betreuern ein starkes Bedürfnis festzustellen, die Jugendlichen zu „schützen“, indem solche Themen von ihnen ferngehalten werden. Entsprechend hieß es mit Blick auf die Erfahrungen der TeilnehmerInnen in Neum: diese seien ja schließlich auch mindestens zwei Jahre älter, „unsere Kinder sind viel zu jung“ für solche Themen, außerdem sollen sie schöne und unbeschwerte Ferien verbringen.

Eine Woche war vergangen, die Jugendlichen hatten bei gemeinsamen Aktivitäten viel Spaß zusammen und konnten Kontakte über die vorher bestehenden Grenzen knüpfen, aber die Konflikte und ihre Ursachen kamen nicht zur Sprache. Gabriele und ich beschlossen, bei einer abendlichen

Team-Sitzung eine Mappe über ‚Streitkultur‘ und ‚zivile Konfliktlösung‘ auf den Tisch zu legen und allen Betreuern zu zeigen. Bildtafeln zeigen die verschiedenen Stufen eines Konflikts, es geht darum, die Tafeln in eine Reihenfolge zu ordnen, die die Entwicklung und Lösung des Konflikts plausibel erscheinen lässt. Ich hatte diese Mappe insbesondere auch deshalb mitgenommen, weil sie ohne Sprache und damit ohne Übersetzung auskommt.

Was dann passierte, war sensationell. Jeton, der albanischsprachige Schwimmlehrer, und Marko, der Betreuer, der nur serbisch spricht, nah-



men sich einzelne Bilder, schauten sie sich an, amüsierten sich über die Darstellungen, die sie sich dann gegenseitig zeigten, und lagen sich nach einigen Minuten lachend und wild gestikulierend in den Armen. Es begannen Gespräche über eigene Erfahrungen, bei

denen Enis und Nazrije mit dem Übersetzen kaum nachkamen. Jeton, der mich am zweiten Tag, als ich bei Tisch auf Serbisch ‚Danke‘ sagte, angeblafft hatte: „Ich bin kein Serbe“, erzählte als Erster: Sein Vater sei im Krieg umgekommen, er selbst sei damals 17 gewesen, und bis zu dieser Freizeit habe er sich nicht vorstellen können, jemals im Leben mit Serben Freundschaft zu schließen. Hier habe er sich mit Marko angefreundet, das sei für ihn wie ein Wunder. An diesem Abend entwickelten sich tiefer gehende Gespräche, und wir saßen erstmals seit Beginn der Freizeit bis weit in die Nacht zusammen.

Noch in derselben Nacht bereiteten die Betreuer für den nächsten Morgen einen Konflikt-Workshop vor. Zur Einführung spielten sie einen Konflikt vor: Marko war zu Beginn nicht da, „Kaffee trinken“ – wie es hieß. Er wurde geholt, beschimpft und vor allen ‚rund gemacht‘ – „Du kannst dir heute ein Ticket kaufen und nach Hause fahren“ – „Hör mal, ich bin hier Lehrer, kein Gefangener, du hast mir gar nichts vorzuschreiben.“ – Jeton:

„He, Nazrije, spiel dich hier nicht als Chefin auf“, alles wurde auch körperlich so hochgeschaukelt, dass es aussah, als würden sie sich gleich prügeln. Die Jugendlichen, die anfangs in eigene Gespräche vertieft waren, wurden zunehmend leise, sahen sich gegenseitig irritiert an und wirkten ängstlich. Als das Ganze als Inszenierung aufgelöst wurde, sah ich vielen ihre Erleichterung an.

Im anschließenden Workshop beschäftigten sich die TeilnehmerInnen intensiv mit dem Bildmaterial und wirkten begeistert, sicher auch, weil es für sie eher ungewohnt ist, eigenständig an einem Thema zu arbeiten. Am Abend bereiteten sie in kleineren Gruppen mehrere Konfliktszenarien vor. Es ging dabei um Familienkonflikte, Schul- und andere Alltagsszenen – offensichtlich war, dass alle mit Elan dabei waren und sowohl als Akteure wie auch als ZuschauerInnen bei den Präsentationen der anderen Gruppen viel Spaß hatten.

Insbesondere Nazrije war völlig aus dem Häuschen: „Das sind doch nicht unsere Kids – das sind andere, fünf Jahre älter, mindestens!“

An den verbleibenden beiden Tagen wirkten alle viel entspannter als zuvor. Die Begeisterung, mit der der Jugendlichen die gestellten Herausforderungen des Konflikt-Workshops angenommen hatten, hat die lange skeptischen Betreuer überzeugt.

Gabriele von Renteln

„It's an amazing massage!“



Die wuchtigen Bergrücken kommen mir von den Freizeiten in Neum bekannt vor, aber die Sprache ist neu, und die Mitglieder vom Team treffe ich zum ersten Mal.

Gleich nach der Ankunft verwandele ich einen der

Bungalows in einen beruhigenden Raum für Massage – was nicht ganz

einfach ist, denn an den Wänden der kleinen Steinhäuser blättert an vielen Stellen der Putz ab. Das rot-orangene Umhängetuch prangt gleich am Eingang, beleuchtet durch Dauerlicht im WC, damit das Rot des zarten Seidentuches eine einladend warme und geheimnisvolle Atmosphäre für diejenigen verbreitet, die zur Shiatsu-Massage kommen.

Die Nachfrage ist gut und die Shiatsu-Liste nach einer kleinen Demobehandlung auf der Wiese im Freien immer schon am Vorabend ausgefüllt. Bis auf drei, die sich nicht eintragen, kommt jeder einmal dran, und für Stefan gibt es dreimal Shiatsu: Das erste Mal mit Zuspruch von zwei Betreuern, er fragt, ob es weh tut. Das zweite Mal kommt er in Schutzbegleitung, aber freiwillig, und zuletzt fragt er von sich aus nach einem dritten Shiatsu. Er liegt jedes Mal ergeben, genießt in tiefer aufmerksamer Stille, erhebt sich stumm und geht wortlos. Er wird Shiatsu wahrscheinlich immer erinnern. Ich bin darüber glücklich, weil er schon körperlich auffällig bedürftig erscheint. Anfänglich schleicht er nur am Rande des Geschehens entlang, mit hölzern hochgezogenen Schultern und großen Schritten. Später dagegen spielt er am Strand freudig und intensiv bei den Ballspielen mit, er übt sogar Seilchen springen und den Fußball auf der Fußspitze balanciert kicken. Toll!

So mancher, der zum ersten Mal Shiatsu erlebt, drückt erstaunt und dankbar Wertschätzung aus. Senad: „It's an amazing massage!“

Die Betreuer sind Unikate, die ich mir nur hier vorstellen kann. Sie tun alles für ihre Jugendlichen – bis zum Umfallen. Aber es hat schon was von Überbehütung und Gängelung.

Erst gegen Ende der Freizeit ändert sich das auf Seiten der Betreuer nach einer abendlichen Teamsitzung: In Theaterform wird das Thema Konfliktlösen von den Betreuern in Szene gesetzt. Mit Enthusiasmus und Kreativität bereiten die Jugendlichen dann selber nachmittags in Kleingruppen kurze Theaterstücke über Konflikte und deren Lösungen vor, in Situationen von Familie, Schule, Amt; alle kooperieren.

Abends präsentiert jede Kleingruppe mit Stolz und großer Zufriedenheit ihre Ideen und Umsetzung zur Konfliktlösung. Dadurch erarbeiten sie sich ein sichtbares Stück Selbstwertgefühl. Die Betreuer staunen über ihre selbstständigen Kids und können nicht glauben, was sie mit eigenen Augen sehen. Nun wird es klar, es geht nicht um vergangene Kriegserinnerungen, sondern um den Blick auf ein Miteinander in der Zukunft. An den hier entstandenen Freundschaften, auch unter den Betreuern, ist ablesbar, dass die Freizeit die Teilnehmenden darin unterstützen kann, die Verständigung der unterschiedlichen ethnischen Gruppen zu fördern.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Das Komitee begreift als seine Hauptaufgaben, einerseits aktuelle Verletzungen von Menschenrechten kundzutun und sich für diejenigen einzusetzen, deren Rechte verletzt worden sind (z.B. sogenannte Demonstrationsdelikte, Justizwillkür, Diskriminierung, Berufsverbote, Ausländerfeindlichkeit, Totalverweigerung, Asyl- und Flüchtlingspolitik), andererseits aber auch Verletzungen aufzuspüren, die nicht unmittelbar zutage treten und in den gesellschaftlichen Strukturen und Entwicklungen angelegt sind (struktureller Begriff der Menschenrechte). Die Gefährdung der Grund- und Menschenrechte hat viele Dimensionen, vom Betrieb bis zur Polizei, vom „Atomstaat“ bis zur Friedensfrage, von der Umweltzerstörung bis zu den neuen Technologien (nicht zuletzt im Bereich der Bio- und Gentechnologie), von der Meinungsfreiheit bis zum Demonstrationsrecht, von Arbeitslosigkeit bis zur sozialen Deklassierung, von den zahlreichen „Minderheiten“ bis zur längst nicht verwirklichten Gleichberechtigung der Frau.

Vor allem praktische Hilfs- und Unterstützungsarbeit ist arbeits- und kostenaufwendig. Helfen Sie uns helfen! Spenden für die Komiteearbeit sind steuerlich absetzbar. Auf Anfrage senden wir gerne nähere Informationen zur Komiteearbeit, unsere Publikationsliste sowie Hinweise zur Möglichkeit der Fördermitgliedschaft zu.

Komitee für Grundrechte und Demokratie

Aquinostr. 7-11, 50670 Köln

email: info@grundrechtekomitee.de

web-Seite: <http://www.grundrechtekomitee.de>

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13, Konto 8 024 618

Bitte überweisen Sie Spenden für die Aktion ‚Ferien vom Krieg‘

auf das Sonderkonto: Grundrechtekomitee Kto. 8 013 055

Volksbank Odenwald, BLZ 508 635 13

(Bitte IHRE ADRESSE unter Verwendungszweck angeben!)

Vom Ausland: BIC: GENODE51MIC

IBAN: DE34 5086 3513 0008 0130 55, Grundrechtekomitee, 50670 Köln

Ferien vom Krieg

Schritte zur konkreten Utopie einer friedlichen Welt

Im zwanzigsten Jahr zeigt die Aktion „Ferien vom Krieg“ exemplarisch, dass es in allen Kriegsgebieten – trotz Verleumdungen und Hass – neugierige junge Menschen gibt, die der jeweiligen Propaganda der Herrschenden nicht mehr trauen und die angeblichen Feinde von Angesicht zu Angesicht kennenlernen wollen.

20.850 Jugendliche aus den Kriegsgebieten des ehemaligen Jugoslawien haben seitdem bei Ferienfreizeiten und Dialogseminaren mit „den Anderen“ zwei Wochen am Meer verbracht, gebadet, getanzt und Ausflüge gemacht, aber auch über ihre Kriegstraumata und ihr leidvolles Alltagsleben in der Nachkriegszeit gesprochen. Inzwischen gibt es in den Heimatregionen immer mehr selbst organisierte Folgetreffen und Gruppen, die über die Grenzen hinweg ihre Erfahrungen weiter vermitteln. Das ist im ehemaligen Jugoslawien immer noch sehr selten. Das Video der szenischen Darstellung eines Anti-Kriegsliedes durch bosnische, kroatische und serbische Jugendliche bei youtube hat letzten Sommer große Aufmerksamkeit in den Medien erregt.

Aus Israel und Palästina (Westbank) sind seit 2002 ca. 1.850 junge Menschen zwei Wochen nach Deutschland gekommen, darunter auch Frauengruppen, um zum ersten Mal ihre angeblichen Feinde zu treffen. Sie haben unter einem Dach gelebt, einander zugehört, die fremde Sicht auf die Konfliktgeschichte kennengelernt und heftig gestritten – aber auch gemeinsam um die Opfer getrauert. Sie haben Ausflüge gemacht und sich bei Freizeitaktivitäten zusammen amüsiert. Diese Dialogprozesse sind intensiv und schmerzhaft, aber auch hoffnungsvoll und ermutigend.

Während des Libanon- und der Gazakriege schien es zweifelhaft, ob die Begegnungen stattfinden könnten, doch die jungen Menschen wollten die Friedensgespräche auf Graswurzelebene weiterführen, nachdem alle offiziellen Verhandlungen seit Jahrzehnten gescheitert sind. Nur eine soziale Bewegung von unten kann auf beiden Seiten die festgefahrenen Ideologien und Interessen in Bewegung bringen. Dazu gibt es erstaunliche Ansätze bei ungewöhnlichen Folgeaktivitäten über die Trennmauer hinweg.